Sämtliche Werke in deutscher Sprache: Der glückliche ...

Oscar Wilde

Von diesem Buche wurden 100 Exemplare zum Preise von je sieben Mark auf echtem Büttenpapier abgezogen, in Leder gebunden ○ ○ und handschriftlich numeriert ○ ○

Dieses Exemplar erhielt Nr. 4

Oscar Wildes
Sämtliche Werke
in deutscher Sprache

Dritter Band

Der glückliche Prinz



Wiener Verlag
Wien und Leipzig
1906

Übersetzt von **Rudolph Lothar**

Der glückliche Prinz.

Hoch über der Stadt stand auf einer hohen Säule die Statue des glücklichen Prinzen. Sie war über und über vergoldet mit dünnen Blättchen von feinem Golde, zwei glänzende Saphire hatte sie als Augen und ein großer, roter Rubin glühte am Schwertknauf.

Die Statue wurde viel bewundert.

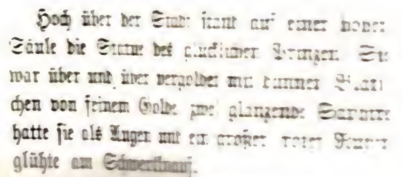
„Sie ist so schön wie ein Wetterhahn", bemerkte einer der Stadträte, dem viel daran lag, als geschmackvoll in Kunstdingen zu gelten. „Wenn auch nicht ganz so nützlich", fügte er hinzu, aus Furcht, man könnte ihn für unpraktisch halten, was er wirklich und wahrhaftig nicht war.

„Warum nimmst du dir kein Beispiel an dem glücklichen Prinzen?" frug eine gefühlvolle Mutter ihren kleinen Buben, der weinte, weil er den Mond nicht haben konnte. „Dem glücklichen Prinzen fällt es nicht ein, zu weinen, wenn er etwas nicht kriegen kann."

„Ich bin froh, daß es jemanden in der Welt gibt, der ganz glücklich ist", murmelte ein enttäuschter Mann, der die wundervolle Bildsäule betrachtete.

„Er sieht just aus wie ein Engel", sagten





Hoch über der Stadt stand auf einer hohen Säule die Statue des glücklichen Prinzen. Sie war über und über vergoldet mit dünnen Blättchen von feinem Golde, zwei glänzende Saphire hatte sie als Augen und ein großer roter Rubin glühte am Schwertknauf.

Die Statue wurde viel bewundert.

„Sie ist so schön wie ein Wetterhahn“, bemerkte einer der Stadträte, dem viel daran lag, als geschmackvoll in Kunstdingen zu gelten. Wenn [illegible] so nützlich [illegible] [illegible] könnte ihn für unpraktisch halten [illegible] wahrhaftig [illegible]

[illegible] der dem Stadtrat [illegible] [illegible] ein [illegible] [illegible] den, der [illegible] [illegible] konnte. „Dem glück[illegible] [illegible] meinen [illegible] kann.“

[illegible] einander in der [illegible] murmelte ein [illegible] wundervolle [illegible]

[illegible] ein Engel“, [illegible]

die Waisenkinder, die in ihren glänzenden Scharlachröcken und den reinlichen weißen Lätzchen aus der Kathedrale kamen.

„Woher wißt ihr das," sagte der Mathematikprofessor, „da ihr nie einen Engel gesehen habt?"

„O doch, in unseren Träumen," antworteten die Kinder; und der Mathematikprofessor runzelte die Brauen und blickte finster drein, denn er war nicht einverstanden damit, wenn Kinder träumten.

Eines Nachts flog eine kleine Schwalbe über die Stadt. Ihre Freunde waren vor sechs Wochen nach Ägypten gezogen, aber sie blieb zurück, denn sie liebte das wunderschönste Rohr im Schilfe. Zeitlich im Frühjahr hatte sie es erblickt, als sie den Fluß hinunter flog, hinter einer dicken gelben Motte her, und die schlanke Taille des Rohres hatte ihr so gefallen, daß sie stehen blieb, um mit ihm zu plaudern.

„Soll ich dich lieben?" sagte die Schwalbe, die gerne geradewegs auf ihr Ziel losging, und das Rohr machte ihr eine tiefe Verbeugung. So flog sie rund um das Rohr herum und berührte das Wasser mit ihren Flügeln und zeichnete silberne Kreise hinein. So machte sie den Hof und das dauerte den ganzen Sommer.

„Es ist ein lächerliches Verhältnis!" zwitscherten die anderen Schwalben. „Das Rohr hat kein Geld und viel zu viel Verwandtschaft."

Und in der Tat war der ganze Fluß voll Schilf. Und als dann der Herbst kam, flogen alle Schwalben davon.

Als sie fortgeflogen waren, fühlte sich das Schwälbchen sehr einsam und begann seinen Minnedienst etwas langweilig zu finden. „Es plaudert sich schlecht mit ihm und ich fürchte sehr, daß es kokett ist, denn es flirtet immer mit dem Wind.“ Tatsache war, daß das Rohr, so oft der Wind blies, die graziösesten Verbeugungen machte. „Ich gebe zu, daß es häuslich ist,“ fuhr das Schwälbchen fort, „aber ich liebe das Reisen und mein Weib muß also das Reisen ebenfalls gern haben.“

„Willst du mit mir kommen?“ sagte das Schwälbchen endlich zu ihm; aber das Rohr schüttelte den Kopf, denn es war an den Boden gebunden.

„Du hast deinen Scherz mit mir getrieben,“ schrie das Schwälbchen, „ich reise zu den Pyramiden. Leb' wohl!“ Und das Schwälbchen flog fort.

Den ganzen Tag flog es und als die Nacht hereinbrach, kam es zur Stadt. „Wo soll ich absteigen?“ sagte es. „Ich hoffe, die Stadt hat Empfangsvorbereitungen getroffen!“

Dann sah das Schwälbchen die Statue auf der hohen Säule.

„Hier will ich absteigen!“ rief es aus. „Das ist ein schönes Plätzchen und frische Luft gibt

es hier genug.“ Und es ließ sich nieder, gerade zwischen den Füßen des glücklichen Prinzen.

„Ich habe ein goldenes Schlafzimmer“, sagte das Schwälbchen leise zu sich selbst, wie es sich umsah, und es bereitete sich zum Schlafen vor. Aber gerade wie es seinen Kopf unter die Flügel stecken wollte, fiel ein schwerer Wassertropfen nieder. „Wie seltsam!“ rief das Schwälbchen aus. „Am Himmel steht keine einzige Wolke, die Sterne sind ganz hell und klar und doch regnet es. Das Klima im nördlichen Europa ist wirklich schrecklich. Das Rohr liebte ja den Regen, aber das war nichts als Egoismus.“

Ein zweiter Tropfen fiel.

„Zu was ist die Bildsäule denn nütze, wenn sie nicht den Regen abhalten kann“, sagte es. „Ich schaue mich lieber nach einem guten Kaminsims um!“ Und das Schwälbchen beschloß fortzufliegen.

Aber bevor es seine Flügel geöffnet hatte, fiel ein dritter Tropfen und es blickte empor und sah — ach, was sah es!

Die Augen des glücklichen Prinzen waren voll mit Tränen und die Tränen rollten nieder an den goldenen Wangen. Und sein Gesicht war so schön im Mondlicht, daß das Schwälbchen tiefes Mitleid empfand.

„Wer bist du?“ frug es.

„Ich bin der glückliche Prinz.“

„Warum weinst du dann?“ frug das Schwälbchen. „Ich bin ganz durchnäßt.“

„Als ich lebte und ein menschliches Herz besaß,“ antwortete die Statue, „wußte ich nicht was Tränen sind, denn ich lebte im Palast von Sans-Souci, dessen Schwelle die Sorge nicht betreten darf. Tagsüber spielte ich mit meinen Genossen im Garten und am Abend führte ich den Tanz an in der großen Halle. Rings um den Garten lief eine sehr hohe Mauer, aber ich kümmerte mich nicht darum, was hinter der Mauer lag, denn alles um mich her war eitel Schönheit. Meine Hofleute nannten mich den glücklichen Prinzen und ich war wirklich glücklich, wenn Vergnügen gleichbedeutend ist mit Glück. So lebte ich und so starb ich. Und nun, da ich gestorben bin, haben sie mich hier so hoch heraufgestellt, daß ich alle Häßlichkeit und all das Elend meiner Stadt sehen kann, und obzwar mein Herz aus Blei ist, kann ich nichts anderes tun als weinen.“

„Schau, er ist nicht durch und durch aus Gold“, sprach das Schwälbchen zu sich selbst. Aber es war doch zu höflich, um laut irgendeine persönliche Bemerkung zu machen.

„Weit von hier“, fuhr die Bildsäule fort mit einer tiefen, klangvollen Stimme, „weit von hier steht ein armes Häuschen in einer kleinen Straße. Eines der Fenster ist offen und ich sehe eine Frau, die an einem Tische sitzt.

Ihr Gesicht ist schmal und verhärmt und sie hat rauhe, rote Hände, ganz zerstochen von der Nadel, denn sie ist eine Näherin. Sie stickt Passionsblumen auf ein Seidengewand für die lieblichste aller Ehrenfräulein der Königin, das es auf dem nächsten Hofball tragen wird. In einem Bett in einer Ecke des Zimmers liegt ihr kleiner kranker Bub. Ihn schüttelt das Fieber und er möchte Apfelsinen haben. Seine Mutter aber kann ihm nichts geben als Wasser aus dem Fluß und so weint er. Schwälbchen, Schwälbchen, kleines Schwälbchen, willst du ihr nicht meinen Rubin aus meinem Schwertgriff bringen? Meine Füße sind auf dem Piedestal festgemacht und ich kann mich nicht bewegen."

„Man erwartet mich in Ägypten", sagte das Schwälbchen. „Meine Freunde fliegen den Nil auf und ab und sprechen mit den großen Lotosblumen. Bald werden sie schlafen gehen im Grabe des großen Königs. Der König liegt selbst dort in einer gemalten Truhe. Er ist in gelbes Linnen gehüllt und einbalsamiert mit Gewürzen. Um seinen Hals liegt eine Kette von blassem, grünen Nephrit und seine Hände gleichen verwelkten Blättern."

„Schwälbchen, Schwälbchen, kleines Schwälbchen," sagte der Prinz, „willst du nicht eine Nacht bei mir bleiben und mein Bote sein? Der Knabe hat so großen Durst und die Mutter ist so traurig."

„Weißt du, ich liebe Buben nicht", antwortete das Schwälbchen. „Als ich im letzten Sommer am Flusse wohnte, waren zwei rohe Buben dort, die Söhne des Müllers, und sie warfen Steine nach mir. Natürlich trafen sie mich nicht. Wir Schwalben fliegen viel zu schnell und überdies stamme ich aus einer Familie, die wegen ihrer Flinkheit berühmt ist. Trotzdem war es ein Zeichen mangelnden Respekts."

Aber der glückliche Prinz blickte so traurig drein, daß das Schwälbchen betrübt wurde. „Es ist zwar kalt hier," sagte es, „aber ich will eine Nacht bei dir bleiben und dein Bote sein."

„Ich danke dir, kleine Schwalbe", sagte der Prinz.

Und die Schwalbe pickte den großen Rubin aus dem Schwert des Prinzen und nahm den Stein in ihren Schnabel und flog damit über die Dächer der Stadt.

Sie flog am Turm der Kathedrale vorbei, wo die weißen Marmorengel stehen, sie flog vorbei am Palast und hörte Tanz und Musik. Ein schönes Mädchen kam mit dem Geliebten auf den Balkon. „Wie wundervoll die Sterne sind," sagte er zu ihr, „und wie wundervoll ist die Macht der Liebe!"

„Ich hoffe, mein Kleid wird für den Hofball rechtzeitig fertig sein", antwortete sie. „Ich

habe Passionsblumen darein sticken lassen, aber die Schneiderinnen sind so faul."

Sie flog über den Fluß und sah die Laternen hängen an den Masten der Schiffe. Sie flog über das Ghetto und sah die alten Juden miteinander handeln und sah wie sie Geld in kupfernen Schalen wogen. Dann kam sie zu dem armen Häuschen und schaute hinein. Der Knabe hustete fieberisch in seinem Bett und die Mutter war vor Müdigkeit eingeschlafen. Sie hüpfte ins Zimmer und legte den großen Rubin auf den Tisch just neben den Fingerhut der Frau. Dann flog sie mit leichtem Flügelschlag um das Bett herum und ihre Flügel fächelten die Stirne des Knaben. „Ach, die Kühle," sagte das Kind, „jetzt ist mir gewiß besser." Und der Knabe sank in einen süßen Schlaf.

Dann flog das Schwälbchen zurück zum glücklichen Prinz und erzählte ihm, was es getan hatte. „Es ist seltsam," fügte es hinzu, „aber nun ist mir ganz warm, trotzdem es so kalt ist."

„Das kommt daher, weil du eine gute Tat getan hast", sagte der Prinz. Und das kleine Schwälbchen begann nachzudenken und dann schlief es ein. Denken machte es immer schläfrig.

Als der Tag anbrach, flog es zum Flusse und nahm ein Bad. „Welch ein seltsames Phänomen", sagte der Professor der Ornithologie, der gerade über die Brücke ging. „Eine Schwalbe im Winter!" Und er schrieb darüber einen langen

Brief an die Zeitung. Jedermann sprach davon, aber der Brief war so voll Gelehrsamkeit, daß niemand ihn recht verstand.

„Heute Nacht gehe ich nach Ägypten", sagte das Schwälbchen und es war höchst vergnügt bei dieser Aussicht. Es besuchte alle öffentlichen Monumente und saß lange Zeit auf der Spitze des Kirchturms. Wohin es kam, zwitscherten die Sperlinge und sagten zu einander: „Welch ein vornehmer Fremdling!" Das freute das Schwälbchen sehr.

Als der Mond aufstieg, flog es zurück zum glücklichen Prinzen. „Hast du was zu bestellen in Ägypten?" schrie es ihm zu. „Ich reise!"

„Schwälbchen, Schwälbchen, kleines Schwälbchen," sagte der Prinz, „willst du nicht noch eine Nacht bei mir bleiben?"

„Man erwartet mich in Ägypten", antwortete das Schwälbchen. „Morgen werden meine Freunde bis zum zweiten Katarakt fliegen. Dort liegt das Nilpferd im hohen Ried und auf einem großen granitnen Thron sitzt der Gott Memnon. Jede Nacht bewacht er die Sterne und wenn der Morgenstern scheint, so stößt er einen Freudenschrei aus und dann ist er stumm. Und zu Mittag kommen die gelben Löwen ans Wasser. Sie haben Augen wie grüne Berylle und ihr Brüllen ist lauter als das Brüllen des Katarakts."

„Schwälbchen, Schwälbchen, kleines Schwälb-

chen", sagte der Prinz. „Weit, weit am andern Ende der Stadt seh' ich einen jungen Mann in einer Dachstube. Er sitzt an seinem Schreibtisch, der über und über mit Papieren bedeckt ist und in einem Glase neben ihm steckt ein Strauß verwelkter Veilchen. Sein Haar ist braun und lockig und seine Lippen sind rot wie ein Granatapfel und er hat große, verträumte Augen. Er versucht an einem Stücke für den Theaterdirektor zu arbeiten, aber er kann vor Kälte nicht schreiben. Im Kamin gibt es kein Feuer mehr und der Hunger hat ihn schwach gemacht."

„Ich will noch eine Nacht bei dir bleiben," sagte das Schwälbchen, das wirklich ein gutes Herz hatte, „soll ich ihm auch einen Rubin bringen?"

„Ach, ich habe keinen Rubin mehr," sagte der Prinz, „meine Augen sind alles, was ich noch habe. Sie sind gemacht aus köstlichen Saphiren, die man vor vielen tausend Jahren aus Indien brachte. Picke eines meiner Augen aus und bringe es ihm. Er wird es zu einem Juwelier tragen; er wird sich Nahrung und Holz kaufen und sein Stück vollenden."

„Teurer Prinz," sagte das Schwälbchen, „das kann ich nicht tun!" Und es begann zu weinen.

„Schwälbchen, Schwälbchen, kleines Schwälbchen", sagte der Prinz, „tue wie ich dir befahl."

So pickte das Schwälbchen des Prinzen Auge aus und flog damit zur Dachkammer des Stu-

denten. Es war leicht hineinzukommen, denn im Dache war ein Loch. Durch dieses Loch schoß es herein und kam so ins Zimmer. Der junge Mann hatte seinen Kopf in den Händen vergraben und so hörte er nicht das Flattern der Flügel und als er aufsah, fand er den schönen Saphir auf den verwelkten Veilchen.

„Man beginnt mich zu schätzen", rief er aus. „Dieser Stein kommt von irgend einem meiner Bewunderer. Nun kann ich mein Stück vollenden!" Und er blickte ganz glücklich drein.

Am nächsten Tag flog das Schwälbchen zum Hafen hinunter, setzte sich auf den Mast eines großen Schiffes und sah zu, wie die Matrosen große Kisten an Seilen aus dem Schiffsraum hervorholten. „Ahoi!" schrien sie, so oft eine Kiste emporkam. „Ich reise nach Ägypten", rief das Schwälbchen, aber niemand kümmerte sich darum und als der Mond aufstieg, flog es zurück zum glücklichen Prinzen.

„Ich komme, um dir Lebewohl zu sagen", rief es ihm zu.

„Schwälbchen, Schwälbchen, kleines Schwälbchen, willst du bei mir nicht bleiben noch eine Nacht?"

„Es ist Winter", antwortete das Schwälbchen, „und der Schnee wird bald da sein. In Ägypten ist die Sonne warm und die Palmbäume sind grün und die Krokodile liegen im Schlamm und blicken faul um sich. Meine Ge-

nossen bauen ein Nest im Tempel von Baalbec und rote und weiße Tauben schauen zu und gurren. Mein teurer Prinz, ich muß dich verlassen, aber ich werde dich nie vergessen, und im nächsten Frühjahr bringe ich dir zwei schöne Juwelen mit an Stelle derer, die du weggegeben hast. Der Rubin wird röter sein als eine rote Rose und der Saphir wird so blau sein wie das weite Meer."

„Unten auf dem Platze", sagte der glückliche Prinz, „steht ein kleines Zündhölzchenmädel. Sie hat ihre Zündhölzchen in die Gosse fallen lassen, nun sind sie alle hin. Ihr Vater wird sie schlagen, wenn sie kein Geld nach Haus bringt und sie weint. Sie hat nicht Schuhe noch Strümpfe und ihr kleiner Kopf ist bloß. Picke mein anderes Auge aus und gib es ihr und ihr Vater wird sie nicht schlagen."

„Ich will bei dir bleiben noch eine Nacht," sagte das Schwälbchen, „aber ich kann dein anderes Auge nicht auspicken. Dann wärest du ja ganz blind."

„Schwälbchen, Schwälbchen, liebes Schwälbchen", sagte der Prinz, „tue wie ich dir befahl."

So pickte das Schwälbchen des Prinzen anderes Auge aus und flog damit nieder. Es schoß an dem Zündhölzchenmädchen vorbei und ließ das Juwel in ihre Hand fallen. „Welch ein entzückendes Stückchen Glas!" rief das kleine Mädchen und sie lief lachend nach Haus.

Dann kam das Schwälbchen zurück zum Prinzen. „Nun bist du blind“, sagte es, „und ich werde immer bei dir bleiben.“

„Nein, kleines Schwälbchen,“ sagte der Prinz, „du mußt fort nach Ägypten.“

„Ich will immer bei dir bleiben“, sagte das Schwälbchen und schlief zu des Prinzen Füßen.

Den ganzen nächsten Tag saß es auf des Prinzen Schulter und erzählte ihm Geschichten von all den fremden Ländern, die es gesehen hatte. Er erzählte ihm von den roten Ibissen, die in langen Reihen an den Ufern des Niles stehen und Goldfische mit ihren Schnäbeln fangen; von der Sphinx, die so alt ist wie die Welt und in der Wüste lebt und alles weiß; von Kaufleuten, die langsam neben den Kamelen einhergehen und Ambrakügelchen durch die Finger gleiten lassen; vom König der Mondberge, der so schwarz ist wie Ebenholz und einen großen Kristall anbetet; von der großen grünen Schlange, die in einem Palmbaum lebt und die zwanzig Priester hat, die sie mit Honigkuchen füttern; und von den Pigmäen, die auf breiten flachen Blättern über einen großen See segeln und die immer mit den Schmetterlingen Krieg führen.

„Liebes, kleines Schwälbchen,“ sagte der Prinz, „du erzählst mir von wunderbaren Dingen, aber wunderbarer als alles ist das Leid der Männer und Frauen. Das Mysterium

2*

des Elends ist das größte von allen. Fliege über meine Stadt, kleines Schwälbchen, und erzähle mir, was du siehst."

So flog denn das Schwälbchen über die große Stadt und sah wie die Reichen glücklich waren in den schönen Häusern, indes die Bettler vor den Toren saßen. Es flog in dunkle Gäßchen und sah die bleichen Gesichter hungernder Kinder, die mit verlorenem Blick die schwarze Straße hinabschauten. Unter dem Brückenbogen lagen zwei kleine Knaben, einer in des andern Arm, und versuchten sich zu wärmen. „Wir haben solchen Hunger", sagten sie. „Ihr dürft hier nicht liegen!" schrie der Wachmann und sie wanderten in den Regen hinaus.

Da flog das Schwälbchen zurück und erzählte dem Prinzen, was es gesehen hatte.

„Ich bin bedeckt mit feinem Gold," sagte der Prinz, „das mußt du ablösen, Blättchen für Blättchen. Dann gib es meinen Armen. Die Lebenden glauben immer, daß Gold sie glücklich machen kann."

Das Schwälbchen pickte Blättchen für Blättchen des feinen Goldes fort, bis der glückliche Prinz ganz stumpf und grau aussah. Und Blättchen für Blättchen des feinen Goldes brachte das Schwälbchen den Armen und die Gesichter der Kindlein wurden rosig und sie lachten und spielten in den Straßen und riefen: „Nun haben wir Brot!"

Dann kam der Schnee und nach dem Schnee kam der Frost. Die Straßen sahen aus als wären sie von Silber gemacht, sie glänzten und glitzerten; lange Eiszapfen hingen gleich kristallenen Dolchen von den Dachtraufen der Häuser und die kleinen Buben trugen scharlachrote Mäntel und liefen Schlittschuh auf dem Eise. Dem armen kleinen Schwälbchen wurde kälter und kälter, aber es wollte den Prinzen nicht verlassen, es liebte ihn zu sehr. Es pickte Brotkrumen vor des Bäckers Türe auf, wenn der Bäcker just nicht hinsah, und versuchte sich zu erwärmen, indem es mit den Flügeln schlug.

Aber endlich wußte das Schwälbchen, daß es sterben müsse. Es hatte gerade noch so viel Kraft, um noch einmal auf die Schulter des Prinzen zu flattern. „Leb' wohl, teurer Prinz!" murmelte es, „willst du mich deine Hand küssen lassen?"

„Ich bin froh, daß du endlich nach Ägypten gehst, kleines Schwälbchen!" sagte der Prinz. „Du bist zu lange hier geblieben. Aber du mußt mich auf die Lippen küssen, denn ich liebe dich!"

„Ich gehe nicht nach Ägypten", sagte das Schwälbchen. „Ich gehe zum Hause des Todes. Der Tod ist der Bruder des Schlafes, nicht wahr?" Und das Schwälbchen küßte den glücklichen Prinzen auf die Lippen und fiel tot nieder zu seinen Füßen.

In diesem Augenblicke gab es einen merk-

würdigen Knax in der Bildsäule, als ob etwas gebrochen sei. Tatsächlich war das bleierne Herz in zwei Teile gesprungen. Der Frost war wirklich furchtbar strenge.

Früh am nächsten Morgen spazierte der Bürgermeister unten auf dem Platz in Gesellschaft der Stadträte. Als sie an der Säule vorüberkamen, sah er an der Statue hinauf.

„O du meine Güte," sagte er, „wie schäbig der glückliche Prinz ausschaut."

„Schrecklich schäbig", riefen die Stadträte, die immer mit dem Bürgermeister einer Meinung waren; und sie gingen hinauf, um die Sache näher in Augenschein zu nehmen.

„Der Rubin ist aus dem Schwertgriff herausgefallen, seine Augen sind fort und die Vergoldung ist weg", sagte der Bürgermeister. „Er sieht wirklich aus wie ein Bettler."

„Ganz wie ein Bettler", sagten die Stadträte.

„Und da liegt noch ein toter Vogel zu seinen Füßen", fuhr der Bürgermeister fort. „Wir müssen wirklich einen Erlaß herausgeben, daß Vögel hier nicht sterben dürfen." Und der Stadtschreiber notierte sich die Anregung.

Und so wurde die Statue des glücklichen Prinzen von ihrer Säule heruntergenommen.

„Da sie nicht mehr schön ist, hat sie weiter keinen Zweck mehr", sagte der Professor der Kunstgeschichte an der Universität.

Dann wurde die Statue in einem Ofen geschmolzen und der Bürgermeister rief eine Ratssitzung ein, um zu entscheiden, was mit dem Metall zu geschehen habe. „Wir müssen natürlich eine andere Statue haben", sagte er „und das soll mein Bildnis sein."

„Mein Bildnis!" sagte jeder der Stadträte und sie gerieten in Streit. Als ich zuletzt von ihnen hörte, stritten sie noch immer.

„Wie merkwürdig", sagte der Aufseher der Arbeiter beim Schmelzofen. „Dieses gebrochene Herz will im Ofen nicht schmelzen. Wir müssen es wegwerfen." So warfen sie es auf einen Misthaufen, wo das tote Schwälbchen auch schon lag.

„Bringe mir die beiden kostbarsten Dinge aus der Stadt", sagte Gott zu einem seiner Engel. Und der Engel brachte ihm das bleierne Herz und den toten Vogel.

„Du hast gut gewählt", sagte Gott. „Denn im Garten des Paradieses wird dieser kleine Vogel immerdar singen und in meiner goldenen Stadt soll der glückliche Prinz mich preisen."

Die Nachtigall und die Rose.

„Sie würde mit mir tanzen, hat sie gesagt, wenn ich ihr rote Rosen brächte", rief der junge Student. „Aber in meinem ganzen Garten ist keine rote Rose."

Die Nachtigall hörte ihn aus ihrem Neste in der Steineiche und sie guckte durch die Blätter und wunderte sich.

„Es gibt keine einzige rote Rose in meinem ganzen Garten", rief er aus und seine schönen Augen füllten sich mit Tränen. „Ach, von welchen kleinen Dingen hängt das Glück zuweilen ab. Ich habe alles gelesen was die weisen Männer geschrieben haben, alle Geheimnisse der Philosophie sind mir offenbar und weil ich keine rote Rose habe, ist mein Leben verpfuscht."

„Da ist endlich ein treuer Liebhaber", sagte die Nachtigall. „Jede Nacht habe ich von ihm gesungen, obzwar ich ihn nicht kannte. Nacht für Nacht habe ich seine Geschichte den Sternen erzählt und nun sehe ich ihn von Angesicht. Sein Haar ist dunkel wie die blühende Hyazinthe und seine Lippen sind rot, wie die Rose seiner Wünsche. Aber Leidenschaft gab seinem Gesicht die Farbe des bleichen Elfenbeins und die Sorge setzte die Siegel auf seine Brauen."

„Der Prinz gibt morgen Abend einen Ball", murmelte der junge Student. „Und die, die ich liebe, wird dort sein. Wenn ich ihr eine rote Rose bringe, wird sie mit mir tanzen bis der Morgen anbricht. Wenn ich ihr eine rote Rose bringe, werde ich sie in meinen Armen halten und ihre Hand wird in meiner Hand liegen. Aber es gibt keine rote Rose in meinem Garten und so werde ich einsam dasitzen und sie wird an mir vorübergehen. Sie wird sich um mich nicht kümmern und mein Herz wird brechen."

„Das ist wirklich ein treuer Liebhaber", sagte die Nachtigall. „Was ich besinge, leidet er. Was Freude ist für mich, ist Schmerz für ihn. Liebe ist wirklich eine wundervolle Sache. Liebe ist kostbarer als Smaragd und wertvoller als der feinste Opal. Man kann sie nicht kaufen um Perlen und Granatäpfel und sie ist auf dem Markt nicht zu haben. Sie ist den Händlern nicht feil und sie kann auf der Goldwage nicht gewogen werden."

„Die Musiker werden in der Gallerie sitzen," sagte der Student, „und sie werden die Saiten ihrer Instrumente streichen und die, die ich liebe, wird tanzen zum Ton der Harfen und Violinen. Sie wird so leicht tanzen, daß ihre Füße nicht den Boden berühren werden und die Hofleute in den bunten Kleidern werden sich um sie drängen. Aber mit mir wird sie nicht tanzen, denn ich habe keine rote Rose, um sie ihr zu

geben," und er warf sich ins Gras und vergrub sein Gesicht in den Händen und weinte.

„Warum weint er denn?" frug ein kleines Eidechslein, das vorüberrannte mit dem Schwänzlein in der Luft.

„Warum weint er denn?" sagte ein Schmetterling, der hinter einem Sonnenstrahl einhertanzte.

„Warum weint er denn?" flüsterte ein Gänseblümchen zu seinem Nachbar mit seiner weichen, tiefen Stimme.

„Er weint um eine rote Rose!" sagte die Nachtigall.

„Um eine rote Rose?" riefen alle, „wie lächerlich!" Und die kleine Eidechse, die ein bißchen zynisch angelegt war, platzte mit Lachen heraus.

Aber die Nachtigall verstand den geheimnisvollen Kummer des armen Jungen und sie saß schweigend in ihrem Baum und dachte über das Geheimnis der Liebe nach.

Plötzlich breitete sie ihre braunen Flügel zum Fluge aus und erhob sich in die Luft. Sie flog wie ein Schatten durch den Hain und segelte wie ein Schatten durch den Garten.

In der Mitte des Grasplatzes stand ein schöner Rosenbaum und als sie ihn erblickte flog sie darauf zu und setzte sich auf ein Zweiglein.

„Gib mir eine rote Rose," sagte sie, „und ich will dir mein süßestes Lied singen."

Aber der Baum schüttelte den Kopf.

„Meine Rosen sind weiß, so weiß wie der Schaum des Meeres und weißer als der Schnee auf den Bergen. Aber geh zu meinem Bruder, der um die alte Sonnenuhr wächst, vielleicht wird er dir geben, was du wünschest."

So flog denn die Nachtigall zum Rosenstrauch, der sich um die alte Sonnenuhr rankte. „Gib mir eine rote Rose," sagte sie, „und ich will dir mein süßestes Lied singen." Aber der Strauch schüttelte den Kopf.

„Meine Rosen sind gelb," antwortete er, „so gelb wie das Haar der Meermädchen, die auf einem Bernsteinthron sitzen und gelber als die Narzissen, die auf den Wiesen blühen, bevor der Schnitter kommt mit seiner Sense. Aber geh zu meinem Bruder, der unter dem Fenster des Studenten steht, vielleicht wird er dir geben, was du wünschest."

So flog die Nachtigall zum Rosenstrauch, der unter dem Fenster des Studenten wuchs.

„Gib mir eine rote Rose," sagte sie, „und ich werde dir singen mein süßestes Lied."

Aber der Strauch schüttelte den Kopf.

„Meine Rosen sind rot," sagte er, „so rot, wie die Füße der Taube und röter als die korallnen Fächer, die die Meerflut in tiefer Höhle auf- und niederbewegt. Aber der Winter

hat meine Adern erstarrt und der Frost hat meine Knospen geknickt und der Sturm hat meine Zweige gebrochen und so werde ich dieses Jahr keine Rosen mehr tragen."

„Eine rote Rose ist alles was ich haben will", sagte die Nachtigall. „Eine einzige rote Rose. Gibt es denn keinen Weg, mir sie zu schaffen?"

„Es gibt einen Weg," antwortete der Rosenstrauch, „aber er ist so schrecklich, daß ich kaum wage, ihn dir zu sagen."

„Sag mir ihn nur", sagte die Nachtigall, „ich fürchte mich nicht."

„Wenn du eine rote Rose haben willst," sagte der Strauch, „so forme sie aus Tönen im Licht des Mondes und färbe sie mit deinem eigenen Herzblut. Du mußt mir dein Lied singen, indeß ein Dorn sich in deine Brust drückt. Die ganze Nacht mußt du singen für mich und der Dorn muß dein Herz durchbohren. Und dein Lebensblut muß durch meine Adern fließen und mein werden."

„Sterben ist ein großer Preis für eine rote Rose," rief die Nachtigall, „und das Leben ist allen teuer. Es ist so schön im grünen Walde zu sitzen und zu sehen, wie die Sonne im goldenen Wagen herauffährt und wie der Mond kommt mit seiner Perlenkutsche. Süß sind die Glockenblumen, die im Tale versteckt sind, und das Haidekraut, das auf dem Hügel blüht. Aber

Liebe ist mehr als Leben und was ist das Herz eines Vogels im Vergleich mit dem Herzen eines Menschen!"

Und so breitete sie die braunen Flügel zum Fluge aus und erhob sich in die Luft. Sie flog wie ein Schatten durch den Garten und segelte wie ein Schatten durch den Hain.

Der junge Student lag noch immer im Grase, wo sie ihn verlassen hatte und die Tränen waren in seinen schönen Augen noch nicht getrocknet.

„Werde glücklich," rief die Nachtigall, „du sollst deine rote Rose haben. Ich will sie formen aus Tönen im Licht des Mondes und mit meinem eigenen Herzblut will ich sie färben. Alles was ich von dir dafür verlange ist, daß du ein treuer Liebhaber werdest, denn Liebe ist weiser als Philosophie, so weise diese sein mag und mächtiger als Kraft, so mächtig diese sein mag. Flammenfarbig sind ihre Flügel und von der Farbe der Flamme ist ihr Leib. Ihre Lippen sind süß wie Honig und ihr Atem ist gleich Weihrauch."

Der Student blickte auf und hörte zu, aber er konnte nicht verstehen was die Nachtigall ihm sagte, denn er wußte nur die Dinge, die in den Büchern geschrieben stehen.

Aber der Eichbaum verstand jedes Wort und wurde sehr traurig, denn er liebte die kleine Nachtigall, die ihr Nest in seinen Zweigen gebaut hatte.

„Sing mir noch ein letztes Lied", wisperte er. „Ich werde sehr einsam sein, wenn du fort bist."

So sang denn die Nachtigall dem Eichbaum und ihre Stimme war dem Wasser gleich, das aus silberner Vase sprudelt.

Als sie ihr Lied geendet hatte, stand der Student auf und zog ein Notizbuch und einen Bleistift aus der Tasche.

„Sie hat Technik," sagte er zu sich selbst, als er aus dem Haine schritt, „das ist unleugbar; aber hat sie auch Gefühl? Ich glaube kaum. Sie gleicht den meisten Künstlern; alles ist Stil, nichts innerliches Gefühl. Sie möchte sich für andere nicht aufopfern. Sie denkt ausschließlich an ihre Musik und jedermann weiß, daß die Künste egoistisch sind. Aber man muß zugeben, daß sie einige schöne Töne in der Kehle hat. Jammerschade, daß sie keinen tieferen Sinn haben und praktisch nichts bedeuten!" Und er ging in sein Zimmer und legte sich auf sein Bett und begann über seine Liebe nachzudenken; und nach kurzer Zeit schlief er ein.

Und als der Mond am Himmel stand, flog die Nachtigall zum Rosenstrauch und drückte ihre Brust gegen den Dorn. Die ganze Nacht sang sie, den Dorn an ihrer Brust, und der kalte, kristallene Mond beugte sich herab und hörte zu. Die ganze Nacht sang sie und der Dorn drang immer tiefer und tiefer in ihre

Brust und ihr Lebensblut verebbte immer mehr und mehr.

Sie sang zuerst von der Geburt der Liebe im Herzen eines Jünglings und eines Mädchens. Und auf dem obersten Zweig des Rosenstrauches, da erblühte eine wunderbare Rose, und Blatt fügte sich an Blatt wie Ton sich fügte an Ton. Sie war bleich zuerst wie der Nebel, der über dem Flusse hängt, bleich wie die Füße des Morgens und silbern wie die Schwingen der Dämmerung. Wie der Schatten einer Rose in einem Silberspiegel, wie der Schatten einer Rose in einem Teich, so war die Rose, die da erblühte am obersten Zweig des Rosenstrauches.

Aber der Strauch rief der Nachtigall zu, den Dorn tiefer einzudrücken. „Drücke ihn tiefer, kleine Nachtigall," rief der Strauch, „sonst kommt der Tag, ehe die Rose vollendet ist."

So drückte die Nachtigall den Dorn tiefer in ihre Brust und lauter und lauter erscholl ihr Lied, denn sie sang von der Geburt der Leidenschaft in der Liebe eines Mannes und einer Jungfrau.

Und ein zarter Hauch von Rot kam über die Blätter der Rose, wie die Wange des Bräutigams sich rötet, wenn er die Lippen der Braut küßt. Aber der Dorn hatte ihr Herz noch nicht erreicht und so blieb das Herz der Rose weiß, denn nur das Herzblut einer Nachtigall gibt dem Herzen der Rose das tiefe Rot.

Und der Strauch rief der Nachtigall zu, den Dorn tiefer einzudrücken. „Drück ihn tiefer, kleine Nachtigall," rief der Strauch, „sonst kommt der Tag, ehe die Rose vollendet ist."

So drückte die Nachtigall den Dorn tiefer in ihre Brust und der Dorn berührte ihr Herz und sie fühlte den heftigen Stich eines Schmerzes. Der Schmerz war groß, und wilder und wilder wurde ihr Gesang, denn sie sang von der Liebe, die der Tod vollendet, von der Liebe, die im Grabe nicht stirbt.

Und die wunderbare Rose wurde rot wie die Rose des Ostens. Rot war der Kranz der Blätter und rot wie ein Rubin war ihr Herz.

Aber die Stimme der Nachtigall wurde schwächer und ihre kleinen Flügel begannen zu schlagen und ein Schleier legte sich über ihre Augen. Schwächer und schwächer wurde ihr Gesang und sie fühlte, wie etwas sie in der Kehle würgte.

Dann brach noch einmal das Lied aus ihr hervor. Der weiße Mond hörte es und vergaß die Dämmerung und verharrte am Himmel. Die rote Rose hörte es und alle ihre Blätter zitterten vor Wonne und öffneten sich der kalten Morgenluft. Das Echo trug es in seine purpurne Höhle in den Hügeln und weckte die schlafenden Schäfer aus ihren Träumen. Es floß durch das Schilf am Ufer und das Schilf gab die Botschaft weiter bis zum Meer.

3*

„Schau, schau," rief der Strauch, „jetzt ist die Rose vollendet." Aber die Nachtigall gab keine Antwort, denn sie lag tot im hohen Gras mit dem Dorn in ihrem Herzen.

Um Mittag öffnete der Student sein Fenster und schaute hinaus.

„Welch ein seltsames Glück," rief er, „da ist ja eine rote Rose. Ich habe in meinem ganzen Leben keine ähnliche Rose gesehen. Sie ist so schön, daß sie sicher einen langen lateinischen Namen hat." Und er lehnte sich zum Fenster hinaus und pflückte sie.

Dann setzte er sich den Hut auf und rannte hinüber zum Hause des Professors, mit der Rose in der Hand.

Des Professors Töchterlein saß im Torweg und wand blaue Seide auf eine Haspel und ihr kleiner Hund lag zu ihren Füßen.

„Sie sagten mir, daß Sie mit mir tanzen würden, wenn ich Ihnen eine rote Rose brächte", sagte der Student. „Hier ist die schönste rote Rose der ganzen Welt. Sie werden sie heute Nacht an ihrem Herzen tragen und wenn wir zusammen tanzen, wird sie Ihnen sagen, wie sehr ich Sie liebe."

Aber das junge Mädchen runzelte die Stirne. „Ich glaube nicht, daß die Rose zu meiner Toilette passen wird", antwortete sie. „Und überdies hat mir der Neffe des Kammerherrn

einige echte Juwelen geschickt und jedermann weiß, daß Juwelen mehr kosten als Blumen."

„Sie sind wirklich höchst undankbar", sagte der Student ärgerlich und er warf die Rose auf die Straße, wo sie in die Gosse fiel und ein Karrenrad fuhr darüber hinweg.

„Undankbar?" sagte das Mädchen. „Sie gebrauchen starke Ausdrücke, mein Herr. Und überdies, wer sind Sie denn eigentlich? Nur ein Student. Ich glaube nicht einmal, daß Sie silberne Schnallen an Ihren Schuhen haben wie der Neffe des Kammerherrn." Und sie stand von ihrem Stuhle auf und ging ins Haus.

„Liebe ist doch ein dummes Ding", sagte der Student, als er heimging. „Sie ist nicht halb so viel nütze als Logik, denn sie beweist nichts und erzählt einem immer Geschichten von Dingen, die doch nicht eintreffen und macht einen an Dinge glauben, die doch nicht wahr sind. Alles in allem ist sie sehr unpraktisch und heutzutage heißt praktisch sein alles. Ich kehre zur Philosophie zurück und werde Metaphysik studieren."

So ging er denn auf sein Zimmer und suchte ein dickes, staubiges Buch hervor und begann zu lesen.

Der selbstsüchtige Riese.

Jeden Nachmittag pflegten die Kinder, wenn sie aus der Schule kamen, in den Garten des Riesen zu gehen und dort zu spielen.

Es war ein großer schöner Garten mit weichem grünen Gras. Da und dort über dem Grase standen schöne Blumen gleich Sternen und zwölf Pfirsichbäume waren da, die im Frühjahr zarte, rotweiße Blüten trugen und im Herbste von Früchten schwer waren. Die Vögel saßen auf den Bäumen und sangen so süß, daß die Kinder zuweilen im Spielen aufhörten um ihnen zuzuhören. „Wie glücklich wir doch sind!“ riefen sie einander zu.

Eines Tages kam der Riese zurück. Er hatte seinen Freund, den Oger, in Kornwall besucht und war bei ihm sieben Jahre lang geblieben. Als die sieben Jahre um waren, hatte er ihm alles gesagt, was er ihm zu sagen hatte, denn sein Konversationstalent war beschränkt und so beschloß er denn in sein Schloß zurückzukehren. Als er ankam, sah er die Kinder im Garten spielen.

„Was treibt ihr hier?“ rief er höchst verdrießlich. Und die Kinder liefen davon. „Mein Garten ist mein Garten,“ sagte der Riese, „das

muß jedermann einsehen und ich allein darf drinn spielen.“ So baute er eine hohe Mauer um den Garten und pflanzte eine Warnungstafel auf.

Das Betreten des Gartens ist verboten!

Er war eben ein sehr selbstsüchtiger Riese.

Die armen Kinder wußten nun nicht, wo sie spielen sollten. Sie versuchten auf der Straße zu spielen, aber die Straße war sehr staubig und voll harter Steine und das liebten sie nicht. Sie wanderten um die hohe Mauer, wenn die Schule aus war, und sprachen über den schönen Garten, der dahinter lag. „Wie glücklich waren wir da!“ sagten sie.

Dann kam das Frühjahr und im ganzen Lande gab es kleine Blüten und Vögel. Nur im Garten des egoistischen Riesen war immer noch Winter. Die Vögel hatten keine Lust zu singen, da keine Kinder da waren, und die Bäume vergaßen zu blühen. Einmal steckte allerdings eine schöne Blume ihr Köpfchen aus dem Gras. Als sie aber die Warnungstafel sah, taten ihr die Kinder so leid, daß sie in die Erde zurückschlüpfte und schlafen ging. Die einzigen Leute, die hoch zufrieden waren, waren der Schnee und der Frost. „Der Frühling hat den Garten vergessen,“ riefen sie, „so werden wir das ganze Jahr leben!“ Der Schnee bedeckte das Gras

mit einem großen weißen Mantel und der Frost malte alle Bäume silberfarben. Dann luden sie den Nordwind ein, zu ihnen zu kommen, und er kam. Er war ganz in Pelze gewickelt und schrie den ganzen Tag im Garten herum und blies die Kamine von den Häusern. „Hier ist gut sein,“ sagte er, „wir müßten den Hagel auch einladen, uns zu besuchen.“ So kam der Hagel. Jeden Tag drei Stunden lang rasselte er auf dem Dach des Hauses, bis er die meisten Dachziegeln zerbrochen hatte, und dann lief er im Garten herum, so rasch er konnte. Er war ganz grau gekleidet und sein Atem war Eis.

„Ich verstehe nicht, warum der Frühling heuer so spät komm“, sagte der selbstsüchtige Riese, der am Fenster saß und in seinen kalten weißen Garten hinausblickte. „Ich hoffe, das Wetter wird sich bald ändern!“

Aber der Frühling kam nicht und der Sommer kam auch nicht. Der Herbst bescherte jedem Garten goldene Früchte, aber im Garten des Riesen gab es keine. „Er ist so selbstsüchtig“, sagte der Herbst. So war es dort denn immer Winter und der Nordwind, der Hagel und der Schnee tanzten unter den Bäumen herum.

Eines Morgens lag der Riese wachend in seinem Bett, als er eine wunderbare Musik hörte. Es klang so süß an sein Ohr, daß er glaubte, des Königs Musikanten zögen vorbei. Es war aber nur ein Hänfling, der draußen

vor dem Fenster sang. Aber es war so lange her, daß er keinen Vogel in seinem Garten hatte singen hören, daß ihm die Stimme des Hänflings klang wie die schönste Musik der Welt. Dann hörte der Hagel auf, über seinem Kopfe zu tanzen und der Nordwind brüllte nicht mehr und ein wunderbarer Duft drang durchs offene Fenster zu ihm. „Ich glaube, der Frühling kommt endlich!“ sagte der Riese. Und er sprang aus dem Bette und sah hinaus.

Was sah er da?

Da sah er etwas Wunderbares. Durch ein kleines Loch in der Mauer waren die Kinder in den Garten geschlüpft und nun saßen sie in den Zweigen der Bäume. In jedem Baum, den er sehen konnte, saß ein kleines Kind. Und die Bäume waren so glücklich, die Kinder wieder zu haben, daß sie sich mit Blüten bedeckt hatten und ihre Arme über den Köpfen der Kinder sanft hin und her bewegten. Die Vögel flogen herum und zwitscherten voll Entzücken und die Blumen guckten durch das grüne Gras und lachten. Es war ein entzückender Anblick. Nur in einem Winkel des Gartens war noch Winter. Es war die entfernteste Ecke des Gartens, und dort stand ein kleiner Bub. Er war so klein, daß er die Zweige des Baumes nicht erreichen konnte und so ging er um den Stamm herum und weinte bitterlich. Der arme Baum war noch ganz bedeckt mit Schnee und Eis und der Nordwind

blies und brüllte um ihn her. „Klett're herauf, kleiner Bub“, sagte der Baum und bog seine Zweige so tief er konnte. Aber der Bub war zu klein.

Und des Riesen Herz schmolz, als er hinaus sah. „Wie selbstsüchtig ich doch gewesen bin“, sagte er. „Nun weiß ich, warum der Frühling nicht kommen wollte. Ich will dem armen kleinen Buben auf die Spitze des Baumes setzen und dann will ich die Mauer niederreißen und mein Garten soll für ewige Zeiten ein Spielplatz sein.“ Es tat ihm wirklich leid, daß er so selbstsüchtig gewesen war.

So schlich er denn die Treppe hinunter und öffnete ganz leise die Haupttür und ging in den Garten hinaus. Als ihn aber die Kinder erblickten, erschraken sie so, daß sie alle davonrannten und gleich war wieder Winter im Garten. Nur der kleine Bub lief nicht fort, denn seine Augen waren so voll Tränen, daß er den Riesen nicht kommen sah. Und der Riese stahl sich leise hinter ihn und nahm ihn sanft in seine Hand und setzte ihn auf den Baum hinauf. Und mit einem Male bedeckte sich der Baum mit Blüten und die Vögel kamen und sangen und der kleine Bub streckte seine beiden Arme aus, schlang sie um des Riesen Hals und küßte ihn. Und als die anderen Kinder sahen, daß der Riese gar nicht mehr böse sei, kamen sie zurückgelaufen und mit ihnen kam der Frühling. „Das ist

nun euer Garten, liebe Kinder!" sagte der Riese und er nahm eine große Axt und schlug die Mauer nieder. Und als die Leute Mittags zum Markte gingen, sahen sie, wie der Riese mit den Kindern in seinem Garten spielte und der Garten war der schönste der Welt.

Den ganzen Tag spielten sie und am Abend kamen sie zum Riesen, um ihm Lebewohl zu sagen.

„Wo ist aber euer kleiner Genosse," sagte er, „der Bub, den ich in den Baum hinaufgehoben habe?" Der Riese liebte ihn am meisten, weil er ihn geküßt hatte.

„Das wissen wir nicht," sagten die anderen Kinder, „er ist fortgegangen!"

„Ihr müßt ihm sagen, ja sicher morgen wiederzukommen." Aber die Kinder sagten, daß sie nicht wüßten, wo er wohne und daß sie ihn nie vorher gesehen hätten. Und da wurde der Riese sehr traurig.

Jeden Nachmittag, wenn die Schule aus war, kamen die Kinder und spielten mit dem Riesen. Aber der kleine Bub, den der Riese liebte, wurde nicht mehr gesehen. Der Riese war sehr lieb zu allen Kindern, aber doch sehnte er sich nach seinem ersten kleinen Freunde und sprach oft von ihm. „Wie gerne möchte ich ihn sehen", pflegte er zu sagen.

Jahre gingen vorüber und der Riese wurde sehr alt und schwach. Er konnte nicht mehr

herumtollen und so saß er in seinem riesigen Lehnstuhl, schaute den Kindern bei ihren Spielen zu und bewunderte seinen Garten. „Ich habe viel schöne Blumen," sagte er, „aber die Kinder sind die schönsten Blumen von allen."

Eines Wintermorgens sah er aus seinem Fenster, als er sich gerade anzog. Er haßte jetzt den Winter nicht, denn er wußte, daß der Frühling schlief und daß die Blumen ihm blieben. Plötzlich rieb er seine Augen ganz verwundert und schaute und schaute. Was er sah, war wirklich höchst wunderbar. In der fernsten Ecke des Gartens stand ein Baum, ganz bedeckt mit herrlichen weißen Blüten. Seine Zweige waren aus eitel Gold und silberne Früchte hingen an ihnen nieder und darunter stand der kleine Bub, den er so lieb hatte.

Der Riese lief in großer Freude die Treppen herunter und lief hinaus in den Garten. Er eilte durch das Gras und näherte sich dem Kinde. Aber als er ganz nahe gekommen war, wurde sein Gesicht ganz rot vor Wut und er sagte: „Wer hat gewagt, dich zu verwunden?" Denn in den Flächen der Kinderhändchen waren die Male von zwei Nägeln und die Male von zwei Nägeln waren auf den kleinen Füßen.

„Wer hat gewagt, dich zu verwunden?" schrie der Riese. „Sag es mir und ich nehme ein großes Schwert und haue ihn nieder!"

„Nein,“ antwortete das Kind, „denn dies sind die Wunden der Liebe.“

„Wer bist du?“ sagte der Riese und ein seltsames Weh befiel ihn und er kniete vor dem kleinen Kinde nieder.

Und das Kind lächelte und sagte: „Du hast mich einmal in deinem Garten spielen lassen, heute sollst du mit mir kommen in meinen Garten, und das ist das Paradies.“

Und als die Kinder nachmittags in den Garten liefen, fanden sie den Riesen tot unter dem Baume, ganz bedeckt mit weißen Blüten.

Der treue Freund.

Eines Morgens steckte die alte Wasserratte ihren Kopf aus dem Loch. Sie hatte glänzende Kugeläuglein und einen grauen borstigen Backenbart und ihr Körper war wie ein langes Stück schwarzes Gummi. Die kleinen Entlein schwammen gerade im Teich und sahen aus wie eine Gesellschaft gelber Kanarienvögel, und ihre Mutter, die ganz weiß war mit echten roten Füßen, versuchte ihnen beizubringen, wie man mit dem Kopfe nach abwärts im Wasser stehen müsse.

„Ihr werdet nie in die feine Gesellschaft kommen, wenn ihr nicht auf dem Kopfe stehen könnt", sagte sie ihnen. Und von Zeit zu Zeit zeigte sie ihnen, wie es gemacht werden müsse. Aber die kleinen Entlein gaben nicht acht darauf. Sie waren so jung, daß sie noch nicht einmal wußten, welchen Vorteil es überhaupt bedeutet, wenn man in feine Gesellschaft kommt.

„O die ungehorsamen Rangen," schrie die alte Wasserratte, „sie verdienten wirklich zu ersaufen!"

„Nicht doch", antwortete die Ente. „Aller Anfang ist schwer und Eltern können nicht genug geduldig sein."

4*

„Bah, ich verstehe nichts von elterlichen Gefühlen," sagte die Wasserratte, „ich bin kein Familienmensch. Ich war nie verheiratet und habe gar keine Lust, es je zu sein. Liebe ist ja in ihrer Art eine ganz nette Sache, aber Freundschaft steht viel höher. Ich kenne nichts in der Welt was edler und seltener ist als eine treue Freundschaft."

„Und wie, bitte, stellt Ihr Euch die Pflichten einer treuen Freundschaft vor?" frug ein grüner Hänfling, der in der Nähe auf einem Weidenbaum saß und dem Gespräche zugehört hatte.

„Ja, das möchte ich eigentlich auch ganz gerne wissen", sagte die Ente. Und sie schwamm fort zum Ende des Teiches und stellte sich auf den Kopf, um den Kindern ein gutes Beispiel zu geben.

„Was ist das für eine dumme Frage?" schrie die Wasserratte. „Der treue Freund muß mir treu sein, das ist doch natürlich."

„Und was gebt Ihr ihm für seine Treue?" sagte der kleine Vogel und schwang sich auf einen Silberzweig und flatterte mit seinen dünnen Flügelchen.

„Ich verstehe Sie nicht!" antwortete die Wasserratte.

„Ich will Euch eine Geschichte über dieses Thema erzählen", sagte der Hänfling.

„Betrifft die Geschichte mich," frug die

Wasserratte, „dann will ich gerne zuhören, denn ich liebe die Poesie ungemein."

„Ihr könnt die Sache auch auf Euch beziehen", antwortete der Hänfling. Und er flog herab und ließ sich am Ufer nieder und erzählte die Geschichte des treuen Freundes.

„Es war einmal", so sagte der Hänfling, „ein braver kleiner Bursche namens Hans."

„War er sehr vornehm?" frug die Wasserratte.

„Nein", antwortete der Hänfling. „Ich glaube nicht, daß er vornehm war, es sei denn in seinem guten Herzen. Er hatte ein sehr komisches, rundes, gutmütiges Gesicht. Er lebte in seinem kleinen Häuschen ganz allein und arbeitete jeden Tag in seinem Garten. In der ganzen Gegend gab es keinen schöneren Garten. Federnelken wuchsen darin und Levkojen und Hirtentasche und Frauenhaar. Da gab es rote Rosen und lila Krokus und goldene, purpurne und weiße Veilchen. Akelei und Kresse, Majoran und Thimian, Schlüsselblumen und Lilien und Narzissen trieben und blühten der Ordnung nach wie es die Monate verlangten und eine Blume trat an Stelle der anderen Blume, so daß immer schöne Sachen zu sehen waren und es immer wunderbar roch.

„Der kleine Hans hatte eine Menge Freunde, aber der treueste von allen war der dicke Hugo, der Müller. Der reiche Müller war dem kleinen

Hans so ergeben, daß er niemals an dem Garten vorbeigehen konnte, ohne sich über den Zaun zu lehnen und einen großen Strauß zu pflücken, oder eine Handvoll riechender Kräuter, oder seine Taschen mit Pflaumen oder Kirschen, je nach der Obstsaison, zu füllen.

‚Wahre Freunde müssen alles gemeinsam haben', pflegte der Müller zu sagen. Und der kleine Hans nickte und lächelte und war sehr stolz, einen Freund zu haben, der so edel dachte.

„Freilich manchmal meinten die Nachbarn, es sei sonderbar, daß der reiche Müller seinerseits dem Hans niemals etwas schenkte, obzwar er hundert Säcke feinsten Mehls in seiner Mühle hatte und sechs Milchkühe und eine große Herde wolliger Schafe; aber Hans kümmerte sich nicht um solche Dinge und nichts machte ihm mehr Vergnügen, als wenn er dem Müller zuhören konnte, wenn dieser die wunderbarsten Dinge von der Uneigennützigkeit der wahren Freunschaft erzählte.

„So arbeitete der kleine Hans weiter in seinem Garten. Während des Frühlings, des Sommers und des Herbstes war er sehr glücklich, aber wenn der Winter kam und er keine Früchte und Blumen auf den Markt bringen konnte, litt er nicht wenig vor Hunger und Kälte und mußte oft zu Bett gehen und hatte nichts zu beißen als einige getrocknete Birnen und ein paar harte Nüsse. Im Winter fühlte er sich überdies

sehr einsam, denn der Müller kam niemals, um ihn zu besuchen.

‚Es hat keinen Zweck, wenn ich den kleinen Hans besuche, so lange der Schnee liegt‘, pflegte der Müller zu seinem Weib zu sagen. ‚Denn wenn Leute Sorgen haben, muß man sie allein lassen und nicht durch Besuche stören. Das ist nämlich meine Ansicht von Freundschaft und ich bin überzeugt, daß ich Recht habe. Ich will lieber warten, bis der Frühling kommt, und dann werde ich ihm einen Besuch machen und dann wird er mir einen großen Korb mit Primeln schenken können und das wird ihn gewiß riesig freuen.‘

‚Du bist wirklich sehr rücksichtsvoll,‘ antwortete sein Weib, die in einem bequemen Armstuhl am großen Kaminfeuer saß, ‚man kann gar nicht rücksichtsvoller sein. Es ist wirklich ein Genuß, dich über Freundschaft reden zu hören. Ich bin überzeugt, der Herr Pfarrer selbst kann nicht so schöne Dinge darüber sagen wie du, wenn er auch in einem dreistöckigen Hause lebt und einen goldenen Ring am kleinen Finger trägt.‘

‚Aber könnten wir den kleinen Hans nicht zu uns einladen?‘ sagte der jüngste Sohn des Müllers. ‚Wenn der arme Hans in Not ist, will ich ihm die Hälfte meiner Suppe geben und ihm meine weißen Kaninchen zeigen.‘

‚Du dummer Bub,‘ schrie der Müller, ‚ich

weiß wirklich nicht, warum wir dich in die Schule schicken. Du scheinst dort gar nichts zu lernen. Wenn der kleine Hans herkäme und unser warmes Feuer sehen würde und unser gutes Essen und unser großes Faß mit rotem Wein, so könnte er neidisch werden und der Neid ist eine höchst schreckliche Sache, die leicht einen Charakter verdirbt. Ich möchte um keinen Preis Schuld daran sein, daß Hansens Charakter Schaden litte. Ich bin sein bester Freund und werde immer über ihm wachen und Sorge tragen, daß er nicht in Versuchung komme. Überdies könnte Hans, wenn er herkäme, mich vielleicht um einiges Mehl auf Borg bitten, und das könnte ich nicht tun. Denn Mehl und Freundschaft sind zwei ganz verschiedene Dinge und man soll sie nicht vermischen. Das sind zwei ganz verschiedene Worte, die ganz verschiedene Dinge bedeuten. Das muß jedermann einsehen.'

‚Wie ausgezeichnet du sprichst', sagt die Müllerin und goß sich ein großes Glas warmes Bier ein. ‚Ich bin schon so schläfrig, als ob ich in der Kirche säße.'

‚Eine Menge Leute handeln gut, aber sehr wenige Leute sprechen gut und das zeigt klärlich, daß Sprechen viel schwieriger ist und es ist auch viel vornehmer.' Und er blickte strenge über den Tisch hinüber zu seinem kleinen Sohn, der sich so schämte, daß er den Kopf tief herab-

beugte, ganz rot wurde und dicke Tränentropfen in seinen Tee fallen ließ. Er war aber so jung, daß ihr ihm deswegen nicht gram sein dürft."

„Ist das das Ende der Geschichte?" frug die Wasserratte.

„Gewiß nicht," antwortete der Hänfling, „das ist erst der Anfang."

„Dann sind Sie weit hinter Ihrer Zeit zurück", sagte die Wasserratte. „Jeder gute Geschichtenerzähler von heute beginnt mit dem Ende, kommt dann auf den Anfang zu sprechen und endet mit der Mitte. Das ist die neue Methode. Unlängst ging ein Kritiker mit einem jungen Mann um den Teich herum und da habe ich alles darüber erfahren. Er sprach über sein Thema mit großer Ausführlichkeit und ich bin überzeugt, daß er vollkommen Recht hat, denn er trug blaue Brillen, hatte einen kahlen Kopf und so oft der junge Mann eine Bemerkung machte, antwortete er mit ‚Bah!' Aber bitte, fahren Sie in Ihrer Geschichte fort. Ich habe den Müller schon riesig gerne. Ich habe nämlich auch eine große Menge schöner Gefühle in mir und so sympathisieren wir sehr."

„Gut!" sagte der Hänfling und sprang von einem Fuß auf den andern. „So bald der Winter vorüber war und die Primeln ihre bleichen gelben Sterne zu öffnen begannen, sagte der Müller zu seinem Weib, daß er nun hinuntergehen wolle, um den kleinen Hans zu besuchen.

‚Was du doch für ein gutes Herz hast!‘ rief sein Weib. ‚Du denkst wirklich immer an andere. Und vergiß nicht den großen Korb mitzunehmen für die Blumen.‘

So band denn der Müller die Flügel der Windmühle mit einer schweren Eisenkette zusammen und ging mit dem Korb am Arm den Hügel hinab. ‚Guten Morgen, kleiner Hans‘, sagte der Müller.

‚Guten Morgen‘, sagte Hans an seinen Spaten gelehnt und lächelte von einem Ohr zum andern.

‚Und wie ist es dir den ganzen Winter gegangen?‘ sagte der Müller.

‚O,‘ rief Hans, ‚es ist wirklich sehr lieb von dir, daß du danach fragst. Ich habe eine recht harte Zeit hinter mir, aber nun ist ja der Frühling da und ich bin ganz glücklich, denn allen meinen Blumen geht es gut.‘

‚Wir haben oft von dir gesprochen, Hans,‘ sagte der Müller, ‚und uns immer gefragt, wie es dir wohl ginge.‘

‚Das war sehr lieb von euch,‘ sagte Hans, ‚ich dachte beinahe, ihr hättet mich vergessen.‘

‚Wie darfst du so was sagen, Hans,‘ rief der Müller, ‚Freundschaft vergißt man niemals. Das ist ja das Wunderbare bei der Freundschaft. Aber ich glaube schier, daß du die Poesie des Lebens nicht verstehst. Übrigens stehen ja deine Primeln ganz herrlich!‘

‚Ja, sie stehen gut', sagte Hans, ‚und es ist für mich ein großes Glück, daß ich ihrer so viele habe. Ich will sie nämlich auf den Markt bringen und sie der Tochter des Bürgermeisters verkaufen; und mit dem Geld will ich dann meinen Schubkarren zurückkaufen.'

‚Deinen Schubkarren zurückkaufen? Hast du ihn denn verkauft? Wie kann man so eine Dummheit machen.'

‚Weißt du,' sagte Hans, ‚ich mußte es tun. Schau, der Winter war eine sehr böse Zeit für mich und ich hatte wirklich kein Geld mir Brot zu kaufen. So verkaufte ich zuerst die Silberknöpfe an meinem Sonntagsrock, dann meine silberne Kette, dann verkaufte ich meine große Pfeife und dann endlich verkaufte ich meinen Schubkarren. Aber nun werde ich alles wieder zurückkaufen.'

‚Hans', sagte der Müller, ‚ich werde dir meinen Schubkarren schenken. Er ist nicht in sehr gutem Zustande. Die eine Seite fehlt und etwas ist schlecht in den Speichen. Aber trotzdem will ich ihn dir schenken. Ich weiß, das ist sehr großmütig von mir und eine Menge Leute werden mich für verrückt halten, weil ich mit dir teile, aber ich bin nun einmal nicht so wie die andern. Ich glaube, daß Großmut das Wesen der Freundschaft ist und überdies habe ich für mich einen neuen Schubkarren

gekauft. Mach dir also keine weiteren Sorgen, ich gebe dir meinen Schubkarren.‘

‚Das ist wirklich sehr großmütig von dir‘, sagte der kleine Hans und sein drolliges, rundes Gesicht glühte über und über vor Freude. ‚Ich kann ihn leicht ausbessern, denn ich habe ein Brett im Hause.‘

‚Ein Brett‘, sagte der Müller, ‚das ist just was ich für das Dach meiner Scheune brauche. Das Dach hat nämlich ein großes Loch und das Korn wird naß werden, wenn ich es nicht verstopfe. Wie gut, daß du mich erinnert hast! Es ist doch merkwürdig, wie eine gute Handlung immer eine andere nach sich zieht. Ich habe dir meinen Schubkarren gegeben und du gibst mir nun dein Brett. Natürlich ist der Schubkaren viel mehr wert als dein Brett, aber treue Freundschaft kümmert sich um solche Dinge nicht. Geh, hole das Brett gleich und ich werde sofort meine Scheune reparieren.‘

‚Gewiß‘, rief der kleine Hans und er lief in die Hütte und zog das Brett heraus.‘

‚Es ist kein sehr großes Brett‘, sagte der Müller, indem er es beschaute, ‚und ich fürchte sehr, daß, wenn ich damit mein Dach ausgebessert haben werde, nichts für dich übrig bleiben wird, um den Schubkarren auszubessern. Aber das ist natürlich nicht meine Schuld. Und nun, da ich dir meinen Schubkarren geschenkt habe, wirst du gewiß so lieb sein, mir einige Blumen

zu geben. Hier ist der Korb und nun, bitte, fülle mir ihn.‘

‚Ich soll ihn füllen?‘ sagte der kleine Hans und sah sorgenvoll drein, denn er wußte, daß ihm für den Markt keine Blumen übrig bleiben könnten, wenn er den Korb gefüllt haben würde; und er hätte doch gerne seine Silberknöpfe zurück gehabt.

‚Na hörst du‘, antwortete der Müller, ‚da ich dir meinen Schubkarren geschenkt habe, so ist es doch gewiß nicht viel verlangt, wenn ich dich um ein paar Blumen bitte. Vielleicht habe ich Unrecht, aber ich sollte doch glauben, daß Freundschaft, wahre Freundschaft ganz frei von irgend einem Eigennutz ist.‘

‚Mein teurer Freund, mein bester Freund‘, rief der kleine Hans, ‚du bist allen Blumen in meinem Garten willkommen. Mir liegt an deiner guten Meinung tausend Mal mehr als an allen silbernen Knöpfen der Welt.‘

Und er lief und pflückte alle seine schönen Primeln und füllte den Korb des Müllers damit.

‚Leb wohl, kleiner Hans‘, sagte der Müller und stieg den Hügel hinauf, mit dem Brett auf der Schulter und dem gefüllten Korb in der Hand.

‚Leb wohl‘, sagte der kleine Hans und er begann höchst vergnügt weiter zu graben, denn er freute sich sehr über seinen Schubkarren. Nächsten Tag befestigte er just ein Gaisblatt

am Eingang, als er hörte, wie der Müller ihn von der Straße aus rief. So sprang er denn von der Leiter und lief hinunter in den Garten und blickte über die Mauer.

Da stand der Müller mit einem großen Mehlsack auf der Schulter.

‚Lieber, kleiner Hans', sagte der Müller, ‚möchtest du nicht diesen Mehlsack für mich zum Markt bringen?'

‚Oh, es tut mir furchtbar leid', sagte Hans, ‚aber heute habe ich wirklich sehr viel zu tun. Ich muß alle meine Schlingpflanzen befestigen, meine Blumen begießen und mein Gras schneiden.'

‚Na hör einmal', sagte der Müller, ‚in Anbetracht der Tatsache, daß ich dir meinen Schubkarren geschenkt habe, ist es nicht gerade sehr freundlich von dir, mir meine Bitte abzuschlagen.'

‚Das darfst du nicht sagen', rief der kleine Hans, ‚ich möchte um alles in der Welt nicht meine Freundespflicht vernachlässigen!' Und er lief, holte seinen Mantel und trabte davon, mit dem schweren Sack auf den Schultern.

Es war ein sehr heißer Tag und die Straße war schrecklich staubig und bevor Hans den sechsten Meilenstein erreicht hatte, war er so müde, daß er sich sehr gerne niedergesetzt hätte, um auszuruhen. Aber er ging tapfer weiter und endlich erreichte er den Markt. Nachdem er eine

Zeit lang gewartet hatte, verkaufte er den Sack Mehl um einen sehr guten Preis und dann kehrte er sofort nach Hause zurück, denn er fürchtete sich länger zu verweilen, da er sonst beim Heimweg leicht Räubern hätte begegnen können.

‚Ei, das war ein schwerer Tag', sagte der kleine Hans, als er zu Bett ging. ‚Aber ich bin froh, daß ich dem Müller seine Bitte nicht abgeschlagen habe, denn er ist mein bester Freund und überdies schenkt er mir seinen Schubkarren.'

Früh am nächsten Morgen kam der Müller herbeigestiegen, um sich sein Geld für den Sack Mehl zu holen, aber der kleine Hans war so müde, daß er noch im Bette lag.

‚Das nenne ich aber faul', sagte der Müller. ‚In Anbetracht, daß ich im Begriffe bin, dir meinen Schubkarren zu schenken, glaube ich, daß du fleißiger sein könntest. Faulheit ist eine große Sünde und ich liebe es nicht, wenn meine Freunde faul und träge sind. Du darfst nicht böse sein, wenn ich so offen zu dir rede. Natürlich bin ich nur zu meinen Freunden so aufrichtig. Aber ist es nicht gerade das Schönste in der Freundschaft, daß man immer sagen kann, was man denkt? Ein jeder kann liebenswürdige Sachen sagen, kann schmeicheln und dem andern nach dem Munde reden. Aber ein wahrer Freund sagt immer unangenehme Dinge und scheut sich nicht, dem andern weh zu tun. Ja noch mehr.

Der wahre Freund tut dies mit Vorliebe, denn er weiß, daß er damit eine gute Tat begeht'.

‚Sei nicht bös', sagte der kleine Hans und rieb seine Augen und warf die Nachtmütze in die Ecke. ‚Aber ich war so müde, daß ich noch ein bißchen im Bett bleiben wollte, um den Vögeln zuzuhören. Weißt du, ich arbeite immer besser, wenn ich ein bißchen dem Gesang der Vögel gelauscht habe.'

‚Das freut mich zu hören', sagte der Müller und klopfte Hans auf den Rücken. ‚Denn du mußt gleich, so bald du angezogen bist auf die Mühle kommen und mein Scheunendach für mich ausbessern.'

Der kleine Hans brannte schon darauf an seine Gartenarbeit zu gehen, denn er hatte seine Blumen seit zwei Tagen nicht begossen. Aber er wollte dem Müller doch nichts abschlagen, weil er ein gar so guter Freund war.

‚Du höre einmal, wäre es sehr unnett von mir, wenn ich dir sagen würde, daß ich zu tun habe?' frug er sehr scheu und schüchtern.

‚Na hörst du', sagte der Müller, ‚ich verlange doch bei Gott nicht viel von dir, in Anbetracht des Umstandes, daß ich dir meinen Schubkarren schenke; aber natürlich wenn du nicht willst, dann gehe ich und mache es selbst.'

‚Was fällt dir ein', rief der kleine Hans

und sprang aus dem Bett, zog sich an und ging hinauf zur Scheune.

Dort arbeitete er den ganzen Tag bis Sonnenuntergang. Und bei Sonnenuntergang kam der Müller, um nachzuschauen wie weit er halte.

‚Hast du schon das Loch im Dache ausgebessert, kleiner Hans?‘ rief fröhlich der Müller.

‚Es ist ganz ausgebessert.‘ antwortete der kleine Hans und kam die Leiter herab.

‚Ach‘, sagte der Müller, ‚es gibt nichts Wundervolleres, als die Arbeit, die einer für den andern tut.‘

‚Es ist gewiß ein großer Genuß dich reden zu hören‘, antwortete der kleine Hans und setzte sich nieder und wischte sich die Stirne. ‚Ein sehr großer Genuß. Aber ich glaube, daß ich niemals so schöne Gedanken haben werde wie du.‘

‚O das kommt alles mit der Zeit‘, sagte der Müller, ‚du mußt dich nur recht zusammennehmen. Einstweilen hast du nur die Praxis der Freundschaft, eines Tages wirst du auch die Theorie begreifen.‘

‚Glaubst du wirklich?‘ sagte der kleine Hans.

‚Ich zweifle nicht daran‘, sagte der Müller. ‚Da du aber jetzt mein Dach ausgebessert hast, rate ich dir nach Hause zu gehen und dich auszuruhen. Denn morgen brauche ich dich. Du mußt meine Schafe auf den Berg treiben.‘

Der arme kleine Hans traute sich kein Wort

zu sagen und früh am nächsten Morgen brachte der Müller seine Schafe zur Hütte und Hans ging mit ihnen auf den Berg. Er brauchte den ganzen Tag zum Hin- und Rückweg. Und als er nach Hause kam, war er so müde, daß er in seinem Stuhle einschlief und vor hellem Tage nicht erwachte.

‚Wie schön ich es heute in meinem Garten haben werde', sagte er sich und ging sofort an die Arbeit.

Aber er kam nie dazu, nach seinen Blumen zu sehen, denn sein Freund, der Müller, kam jeden Augenblick und schickte ihn auf lange Wege oder brauchte ihn zur Aushilfe in der Mühle.

Zuweilen war der kleine Hans sehr zerstreut, denn er fürchtete, seine Blumen könnten glauben, daß er ihrer vergäße. Aber er tröstete sich immer mit dem Gedanken, daß der Müller doch sein bester Freund sei. ‚Überdies', sagte er sich, ‚schenkt er mir doch seinen Schubkarren, und das ist doch gewiß sehr großmütig von ihm.'

So arbeitete der kleine Hans weiter für den Müller und der Müller sprach immer eine Menge schöner Sachen über die Freundschaft und Hans trug alles in ein Notizbuch ein. Und abends pflegte er in diesem Notizbuch zu lesen, denn er liebte das Lernen.

Nun geschah es, daß er eines Abends vor seinem Kamine saß, als ein heftiger Schlag gegen die Türe dröhnte. Es war eine sehr stür-

mische Nacht und der Wind brüllte und brauste so heftig um das Haus, daß Hans zuerst glaubte, es sei das Unwetter, das so an die Türe rüttle. Aber ein zweiter Schlag folgte dem ersten und dann ein dritter, noch heftiger als die früheren.

‚Es ist irgendein armer Reisender‘, sagte der kleine Hans und lief zur Türe.

Draußen stand der Müller mit der Laterne in der einen und einem dicken Stock in der anderen Hand.

‚Lieber kleiner Hans‘, schrie der Müller, ‚ich bin in großer Verzweiflung. Mein kleiner Bub ist von der Leiter gefallen und hat sich verletzt und ich muß den Doktor holen. Aber er wohnt so weit und die Nacht ist so bös, daß es mir einfiel, ob es nicht viel besser wäre, wenn du statt meiner gingest. Du weißt, daß ich dir meinen Schubkarren schenke und so ist es nur ganz in der Ordnung, daß du auch etwas mir zu Gefallen tust.‘

‚Gewiß,‘ rief der kleine Hans, ‚ich danke dir, daß du an mich gedacht hast und ich werde mich gleich auf den Weg machen. Aber du mußt mir deine Laterne borgen, denn die Nacht ist stockfinster und ich könnte leicht in den Graben fallen.‘

‚Es tut mir sehr leid,‘ sagte der Müller, ‚aber es ist meine neue Laterne und es könnte ihr was passieren. Und das wäre für mich ein großer Schaden.‘

5*

‚Ach laß nur, ich gehe auch ohne Laterne‘, rief der kleine Hans und er nahm seinen Pelzrock vom Nagel und seine warme scharlachene Mütze und wand sich ein Tuch um den Hals und machte sich auf die Strümpfe.

Das Unwetter war gar schrecklich. Die Nacht war so schwarz, daß Hans nicht die Hand vor den Augen sehen konnte und der Sturm war so heftig, daß er Mühe hatte, sich auf den Beinen zu erhalten.

Aber er ging tapfer vorwärts und nach drei Stunden Marsch kam er zum Hause des Doktors und klopfte an die Türe.

‚Wer ist da?‘ rief der Doktor und steckte den Kopf aus dem Schlafzimmerfenster.

‚Der kleine Hans, Herr Doktor.‘

‚Und was willst du, kleiner Hans?‘

‚Der Sohn des Müllers ist von der Leiter gefallen und hat sich verletzt und der Müller bittet Euch, gleich zu ihm zu kommen.‘

‚Gut‘, sagte der Doktor, ließ sich ein Pferd aus dem Stalle holen, zog sich die hohen Stiefel an, nahm seine Laterne, kam die Stiegen herab und ritt davon in der Richtung der Mühle und der kleine Hans schleppte sich hinterdrein.

Aber der Sturm wurde heftiger und immer heftiger und der kleine Hans wußte nicht mehr wo er ging und konnte mit dem Pferd nicht mehr Schritt halten. Schließlich verlor er seinen

Weg, irrte im Moor herum, wo es sehr gefährlich war, denn es gab hier viele tiefe Löcher und hier ertrank denn der arme kleine Hans. Am nächsten Tag wurde seine Leiche in einem großen Wassertümpel von einigen Ziegenhirten gefunden und sie brachten sie zur Hütte.

Alle Leute gingen zum Leichenbegängnis des kleinen Hans, denn man liebte ihn allgemein. Der Hauptleidtragende war der Müller.

‚Da ich sein bester Freund war,' sagte der Müller, ‚schickt es sich, daß ich an erster Stelle gehe.' So ging er denn an der Spitze des Zuges in einem langen schwarzen Rock und dann und wann wischte er sich die Augen mit einem großen Taschentuch.

‚Der kleine Hans ist gewiß ein großer Verlust für uns', sagte der Schmied, als das Leichenbegängnis vorüber war und sie alle behaglich im Wirtshaus saßen und Würzwein tranken und süße Kuchen verzehrten.

‚O, für mich ist es ein besonders großer Verlust', sagte der Müller. ‚Ich hatte ihm meinen Schubkarren so gut wie geschenkt und nun weiß ich wirklich nicht, was ich damit machen soll. Er steht mir im Hause sehr im Wege und er ist in so schlechtem Zustande, daß ich gar nichts dafür kriegen würde, wenn ich ihn verkaufen wollte. Ich werde in Zukunft gewiß nichts mehr verschenken. Man hat nur Schaden davon, wenn man großmütig ist."

„Nanu“, sagte die Wasserratte nach einer langen Pause.

„Das ist das Ende meiner Geschichte“, sagte der Hänfling.

„Und was wurde aus dem Müller?“ frug die Wasserratte.

„Ich weiß wirklich nicht“, sagte der Hänfling, „und es ist mir auch höchst gleichgültig.“

„Da sieht man, daß Ihr keine liebevolle Natur seid“, sagte die Wasserratte.

„Ich glaube beinahe, Ihr versteht die Moral der Geschichte nicht“, sagte der Hänfling.

„Die was?“ schrie die Wasserratte.

„Die Moral.“

„Wollen Sie damit sagen, daß die Geschichte eine Moral hat?“

„Gewiß!“ sagte der Hänfling.

„So?“ sagte die Wasserratte sehr ärgerlich, „das hätten Sie auch gleich sagen können, ehe Sie zu erzählen anfingen, dann hätte ich gewiß nicht zugehört, sondern ‚Bah!‘ gesagt wie der Kritiker. übrigens, das kann ich noch tun.“

So sagte sie denn „Bah!“ mit voller Stimme, schlug mit dem Schweif und ging in ihr Loch zurück.

„Was sagst du zur Wasserratte?“ sagte die Ente, die einige Minuten später herangepaddelt kam, zum Hänfling. „Sie hat eine ganze Menge guter Eigenschaften, aber ich habe nun einmal Gefühle einer Mutter und ich kann keinen ver-

stockten Junggesellen sehen, ohne daß mir Tränen in die Augen steigen."

„Ich glaube, daß ich die Wasserratte geärgert habe", sagte der Hänfling. „Ich habe ihr eine Geschichte mit einer Moral erzählt."

„O, das ist immer eine gefährliche Sache", sagte die Ente.

Und da bin ich ganz ihrer Meinung.

Die edle Rakete.

Man rüstete zur Hochzeit des Königssohnes und so gab es große Festlichkeiten. Er hatte ein ganzes Jahr auf die Braut gewartet und endlich war sie gekommen. Sie war eine russische Prinzessin und den ganzen Weg von Finnland her war sie in einem von sechs Renntieren gezogenen Schlitten gefahren. Der Schlitten war geschnitzt wie ein großer goldener Schwan und zwischen den Flügeln des Schwanes lag die kleine Prinzessin selbst. Ihr langer Hermelinmantel reichte bis hinab zu ihren Füßen, auf ihrem Kopfe saß ein kleines, aus Silber gewebtes Mützchen, und sie war so bleich wie der Schneepalast, in dem sie immer gelebt hatte. So bleich war sie, daß alle Leute darob sich wunderten, als sie durch die Straßen fuhr. Sie ist wie eine weiße Rose, sagten alle und sie warfen Blumen von den Balkonen.

Am Tor des Schlosses stand der Prinz und erwartete sie. Er hatte verträumte veilchenfarbene Augen und sein Haar glich dem gesponnenen Golde. Als er sie sah, ließ er sich auf ein Knie nieder und küßte ihre Hand.

„Dein Bild war schön“, murmelte er, „aber

du bist schöner als dein Bild.“ Und die kleine Prinzessin errötete.

„Sie glich vorhin einer weißen Rose“, sagte ein junger Page zu seinem Nachbar, „aber nun ist sie wie eine rote Rose.“ Und der ganze Hof war entzückt.

In den nächsten drei Tagen gingen alle umher und sagten: „Rote Rose, weiße Rose, weiße Rose, rote Rose!“ Und der König gab Befehl, daß die Löhnung des Pagen verdoppelt werden sollte. Da er aber überhaupt keine Löhnung bekam, so nützte das nicht viel, aber man betrachtete es als große Ehre und der Staatsanzeiger nahm pflichtschuldigst Notiz davon.

Als die drei Tage vorüber waren, wurde die Hochzeit gefeiert. Es war eine wunderbare Zeremonie und die Braut und der Bräutigam gingen zusammen unter einem Baldachin aus Purpursamt, der über und über mit kleinen Perlen bestickt war. Dann gab es eine Hoftafel, die fünf Stunden dauerte. Der Prinz und die Prinzessin saßen ganz oben in der großen Halle und tranken aus einer Schale von klarem Kristall. Nur treue Liebende durften aus dieser Schale trinken, denn wenn falsche Lippen ihren Rand berührten, wurde sie grau und trübe und wolkig.

„Es ist ganz klar, daß sie einander lieben,“ sagte der kleine Page, „so klar wie Kristall.“

Und der König verdoppelte ein zweitesmal seine Löhnung. „Welch eine Ehre!“ riefen alle Hofleute.

Nach dem Bankett gab es einen großen Ball. Braut und Bräutigam tanzten den Rosentanz zusammen und der König hatte versprochen die Flöte zu spielen. Er spielte sehr schlecht, aber niemand hätte gewagt es zu sagen, denn er war der König. Er kannte eigentlich nur zwei Stücklein und war nie ganz sicher, welches er gerade spielte. Aber das schadete nichts, denn alle Leute schrieen, was immer er auch tat: „Entzückend, entzückend!“

Der letzte Punkt des Programmes war ein großes Feuerwerk, das genau um Mitternacht abgebrannt werden sollte. Die kleine Prinzessin hatte noch nie ein Feuerwerk gesehen und so hatte der König dem königlichen Hoffeuerwerker den Auftrag gegeben, am Tage der Hochzeit seine Künste zu produzieren.

„Wie schaut ein Feuerwerk aus?“ frug die Prinzessin, als sie eines Morgens auf der Terrasse spazieren gingen.

„Ein Feuerwerk ist wie ein Nordlicht“, antwortete der König, der immer auf Fragen antwortete, die an andere Leute gerichtet waren. „Ich selbst zieh' es sogar den Sternen vor, denn man weiß immer, wann so ein Feuerwerk losgeht und es ist so schön wie mein eigenes Flötenspiel. Das Feuerwerk mußt du sehen.“

Am Ende der königlichen Gärten war ein großes Gerüst errichtet worden, und so bald der königliche Hoffeuerwerker alles in Ordnung gebracht hatte, begannen die Feuerwerkskörper mit einander zu reden.

„Die Welt ist wirklich sehr schön!“ sagte ein kleiner Schwärmer. „Schaut doch nur diese gelben Tulpen an. Sie könnten nicht schöner sein und wären es wirkliche Raketen. Ich bin sehr froh, daß ich Reisen gemacht habe. Reisen bildet in wunderbarer Weise den Geist und räumt mit allen Vorurteilen auf.“

„Die königlichen Gärten sind nicht die Welt, du närrischer Schwärmer“, sagte eine dicke römische Kerze. „Die Welt ist ein riesiger Platz, man braucht mindestens drei Tage, um sie gründlich kennen zu lernen.“

„Jeder Winkel, den man liebt, ist eine Welt für sich“, sagte ein träumerisches Feuerrad, das in seiner Jugend an einer alten Holzbüchse befestigt worden war und sich nun seines gebrochenen Herzens rühmte. „Aber Liebe ist nicht mehr modern, die Dichter haben sie getötet. Sie schrieben so viel darüber, daß niemand ihnen mehr glaubte, was mich gar nicht wundert. Wahre Liebe leidet und schweigt. Ich erinnere mich, daß einmal — aber wozu darüber reden? Die Romantik gehört der Vergangenheit an.“

„Unsinn,“ sagte die römische Kerze, „Romantik stirbt niemals aus. Sie gleicht dem

Monde und sie lebt ewig. Braut und Bräutigam zum Beispiel lieben einander herzinniglich. Ich habe diesbezüglich alles von einer braunen Patrone gehört, die zufälligerweise in derselben Lade lag wie ich und die neuesten Hofnachrichten kannte."

Aber das Feuerrad schüttelte den Kopf: „Die Romantik ist tot, die Romantik ist tot, die Romantik ist tot", murmelte sie. Sie gehörte eben zu jenen Leuten, die glauben, daß eine Sache, wenn man sie immer und immer zahllose Male wiederholt, endlich wahr wird.

Plötzlich hörte man ein scharfes trockenes Husten und alle blickten sich um. Das Husten kam von einer schlanken, hochmütig blickenden Rakete, die am Ende eines langen Stockes angebunden war. Sie hustete immer, bevor sie eine Bemerkung machte, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

„Hm, hm", sagte sie und jedermann spitzte die Ohren, mit Ausnahme des armen Feuerrades, das immer noch den Kopf schüttelte und murmelte: „Die Romantik ist tot!"

„Ruhe, Ruhe!" schrie der Schwärmer. Er hatte politische Anwandlungen und hatte an den Wahlen hervorragenden Anteil genommen. So kannte er denn die gebräuchlichen parlamentarischen Ausdrücke.

„Ganz tot!" wisperte das Feuerrad und ging schlafen.

So bald tiefe Stille eingetreten war, hustete die Rakete ein drittesmal und begann. Sie sprach mit einer tiefen klaren Stimme, als ob sie ihre Memoiren diktieren würde und blickte immer über die Schulter der Person, mit der sie gerade redete. Alles in allem hatte sie höchst vornehme Manieren.

„Wie glücklich doch der Königssohn ist," bemerkte sie, „daß er just an dem Tage heiratet, an welchem ich losgelassen werden soll. Wenn man die ganze Sache mit Absicht angelegt hätte, so konnte sie für ihn gar nicht besser ausfallen. Prinzen haben eben immer Glück."

„O Gott," sagte der kleine Schwärmer, „ich dachte, die Sache läge umgekehrt und daß wir abgebrannt werden sollten zu Ehren des Prinzen."

„Das trifft vielleicht bei Ihnen zu," sagte die Rakete, „ich bin sogar überzeugt, daß dem so ist. Aber bei mir liegen die Dinge doch anders. Ich bin eine ganz besondere Rakete und stamme von ganz besonderen Eltern. Meine Mutter war das berühmteste Feuerrad ihrer Zeit und war berühmt für ihr graziöses Tanzen. Als sie vor dem Publikum auftrat, drehte sie sich neunzigmal um sich selbst bevor sie ausging und jedesmal warf sie sieben rote Sterne in die Luft. Sie hatte dritthalb Fuß im Durchmesser und war aus dem besten Schießpulver gemacht. Mein Vater war eine Rakete wie ich mit französischer

Füllung. Er flog so hoch, daß man allgemein glaubte, er würde nie mehr zur Erde kommen. Er kam schließlich doch herunter, denn er war liebenswürdig veranlagt und er löste sich in einem Schauer von goldenem Regen auf. Die Zeitungen besprachen seine Leistung in den schmeichelhaftesten Worten, der Staatsanzeiger nannte ihn einen Triumph der pylotechnischen Kunst."

„Pyrotechnisch, pyrotechnisch meinen Sie wohl", sagte ein bengalisches Licht. „Ich weiß, es heißt Pyrotechnik, denn es steht auf meiner Kapsel."

„Ich aber sage pylotechnisch", antwortete die Rakete sehr gemessen und das bengalische Licht war so beschämt, daß es sofort den kleinen Schwärmer zu brüskieren begann, um zu zeigen, daß es doch auch Amt und Würden hätte.

„Ich sagte also", fuhr die Rakete fort, — „was sagte ich denn?"

„Sie sprachen über sich selbst", sagte die römische Kerze.

„Natürlich. Ich wußte, daß ich ein interessantes Thema behandelte, als ich so roh unterbrochen wurde. Ich hasse die Roheit und schlechte Manieren, denn ich bin sehr empfindlich. Niemand in der ganzen Welt ist so empfindlich wie ich."

„Was heißt empfindlich?" sagte der Schwärmer zur römischen Kerze.

„Empfindlich ist jemand, der, weil er selbst Hühneraugen hat, immer auf anderer Leute Zehen herumtritt", antwortete die römische Kerze und der Schwärmer platzte beinahe vor Lachen.

„Bitte, warum lachen Sie?" frug die Rakete, „ich lache nicht!"

„Ich lache, weil ich glücklich bin", antwortete der Schwärmer.

„Das ist ein sehr eigennütziger Grund", sagte die Rakete ärgerlich. „Welches Recht haben Sie, glücklich zu sein? Sie sollten an andere Leute denken. Sie sollten zum Beispiel an mich denken. Ich denke immer an mich und ich erwarte, daß jedermann das gleiche tut. Das nennt man Sympathie. Es ist eine sehr schöne Tugend und ich besitze sie im hohen Grade. Nehmen Sie zum Beispiel an, es würde mir heute Nacht etwas passieren. Welch ein Unglück wäre das für die ganze Welt! Der Prinz und die Prinzessin würden nie mehr glücklich sein und ihr ganzes eheliches Leben wäre gestört. Und was den König betrifft, so weiß ich, er käme nicht drüber. In der Tat, wenn ich beginne, über die Bedeutung meiner Stellung nachzudenken, bin ich fast zu Tränen gerührt."

„Wenn Sie aber anderen Leuten ein Vergnügen machen wollen, so bleiben Sie gefälligst trocken." sagte die römische Kerze.

„Gewiß," rief das bengalische Licht, das nun

besser aufgelegt war, „das lehrt schon der gemeine Menschenverstand.“

„Der gemeine Menschenverstand?“ sagte die Rakete verächtlich. „Ihr vergeßt, daß ich ganz und gar nicht gemein bin, sondern etwas ganz Besonderes vorstelle. Gemeinen Menschenverstand kann jeder haben, vorausgesetzt, daß man keine Phantasie hat. Aber ich habe Phantasie, denn ich denke niemals an die Dinge, wie sie wirklich sind. Ich denke immer von ihnen, als ob sie ganz anders wären. Was nun meine Trockenheit betrifft, so ist niemand hier, der überhaupt meine gefühlvolle Natur begreifen kann. Glücklicherweise ist mir das höchst gleichgültig. Die einzige Sache, die einen im Leben aufrecht erhält, ist das Bewußtsein der ungeheueren Inferiorität aller anderen und das ist ein Gefühl, das ich immer gepflegt habe. Aber niemand unter euch hat ein Herz. Ihr lacht und seid glücklich, just so, als ob der Prinz und die Prinzessin nicht eben geheiratet hätten.“

„Warum auch nicht?“ rief ein kleiner Feuerball. „Das ist eine sehr freudige Gelegenheit, und wenn ich in die Luft steigen werde, will ich allen Sternen davon erzählen. Ihr werdet sehen, wie die Sterne blinzeln werden, wenn ich ihnen von der hübschen Braut berichte.“

„Das nenne ich eine banale Weltanschauung,“ sagte die Rakete. „Aber ich habe von Ihnen nichts anderes erwartet. In Ihnen ist nichts, Sie

6*

sind hohl und leer. Können nicht vielleicht der Prinz und die Prinzessin in eine Gegend ziehen, wo ein tiefer Fluß ist, können sie nicht vielleicht einen einzigen Sohn haben, einen kleinen blondgelockten Knaben mit Veilchenaugen, wie der Prinz sie hat? Kann das Kind nicht eines Tages mit der Amme spazieren gehen? Kann nicht vielleicht die Amme unter einem Fliederbusch einschlafen? Kann nicht der kleine Bub in einen tiefen Fluß fallen und ertrinken? Welch ein schreckliches Unglück! Oh über die Ärmsten, die ihr einziges Kind verlieren. Es ist zu schrecklich. Ich werde nie darüber kommen."

„Aber sie haben noch nicht den einzigen Sohn verloren", sagte die römische Kerze. „Es ist ihnen überhaupt kein Unglück zugestoßen."

„Ich habe auch noch nicht gesagt, daß ihnen ein Unglück zugestoßen ist," erwiderte die Rakete, „sondern, daß ihnen ein Unglück zustoßen könnte. Wenn sie ihren einzigen Sohn verloren hätten, hätte es gar keinen Zweck, ein Wort weiter über die Sache zu verlieren. Ich hasse Leute, die wegen vergossener Milch weinen. Wenn ich aber daran denke, daß sie den einzigen Sohn verlieren könnten, bin ich im höchsten Affekt."

„Das glaube ich", sagte das bengalische Licht, „Sie sind gewiß die affektierteste Person, die ich kenne."

„Und sie sind die roheste Person, die ich

kenne", erwiderte die Rakete, „und Sie können meine Freundschaft für den Prinzen überhaupt nicht begreifen."

„Aber Sie kennen ihn ja überhaupt nicht", brummte die römische Kerze.

„Ich habe nie behauptet, daß ich ihn kenne", antwortete die Rakete. „Und ich glaube wohl, daß ich durchaus nicht sein Freund wäre, wenn ich ihn kennen würde. Es ist sehr gefährlich, seine Freunde zu kennen."

„Denken Sie lieber daran, trocken zu bleiben", sagte der kleine Feuerball. „Das ist die Hauptsache."

„Eine Hauptsache vielleicht für Sie, aber ich weine, wann es mir paßt." Und wirklich brach die Rakete in wirkliche Tränen aus, die gleich Regentropfen an ihrem Stock herunterrannen und beinahe zwei kleine Käferchen ersäuft hätten, die gerade daran dachten, hübsch gemeinsam nach Hause zu gehen und sich nach einem trockenen Nestchen umsahen.

„Die Rakete scheint in der Tat eine echt romantische Natur zu sein," sagte das Feuerrad, „denn sie weint, wo es gar keinen Anlaß zum Weinen gibt." Und das Feuerrad seufzte tief und träumte von der hölzernen Büchse.

Aber die römische Kerze und das bengalische Licht waren sehr empört und hörten nicht auf von Quatsch und Unsinn zu wispern und zu reden. Es waren sehr praktische Naturen und

wenn ihnen etwas nicht in den Kram paßte, so nannten sie es gleich Quatsch und Unsinn.

Dann ging der Mond auf wie ein wunderbares Silberschild. Und die Sterne begannen zu leuchten und Musik drang aus dem Palaste.

Der Prinz und die Prinzessin führten den Tanz. Sie tanzten so schön, daß die hohen weißen Lilien durch das Fenster guckten und zusahen und der große rote Mohn wiegte den Kopf und schlug den Takt.

Dann schlug es von der Turmuhr zehn, dann schlug es elf und zwölf und mit dem letzten Schlag der Mitternacht strömte alles auf die Terrasse hinaus und der König schickte um den königlichen Hoffeuerwerker.

„Laßt das Feuerwerk beginnen“, sagte der König und der königliche Hoffeuerwerker machte einen tiefen Bückling und stieg hinab bis ans Ende des Gartens. Er hatte sechs Diener mit sich und jeder trug eine flammende Fackel am Ende einer langen Stange.

Es gab nun wirklich ein wunderbares Schauspiel.

„Zzzz! Zzzz!“ machte das Feuerrad, als es sich zu drehen begann. „Bumbum!“ machte die römische Kerze. Dann tanzten die Schwärmer über den Platz und die bengalischen Lichter tauchten alles in Rot. „Leb' wohl!“ rief der Feuerball, als er emporstieg und kleine blaue Funken streute. „Bang, bang!“ antworteten die

Feuerfrösche, die sich riesig freuten. Und alles hatte einen großen Erfolg mit Ausnahme der Rakete. Die war so naß vom Weinen, daß sie überhaupt nicht losging. Das Beste in ihr war das Schießpulver und das war von Tränen so durchnäßt, daß es zu nichts mehr nütze war. Die ganze arme Verwandtschaft, die sie sonst keines Blickes würdigte, flog in die Luft empor gleich wunderbaren goldenen Blumen mit feurigen Blüten.

„Hurra, hurra!" schrie der Hof und die kleine Prinzessin lachte vor Vergnügen.

„Gewiß hebt man mich für eine ganz besondere Gelegenheit auf," sagte die Rakete, „das ist offenbar der Sinn des Ganzen." Und sie sah hochmütiger drein denn je.

Am nächsten Tag kamen die Arbeiter, um alles abzuräumen. „Das ist gewiß eine Deputation", sagte die Rakete, „und ich will sie mit gebührender Würde empfangen." Und sie steckte die Nase in die Luft und machte ein hochbedeutsames Gesicht, als denke sie, weiß Gott über was, nach. Aber die Arbeiter nahmen keine Notiz von ihr, und erst als sie sich schon entfernen wollten, bemerkte sie einer. „Schau," rief er, „eine schlechte Rakete!" Und er warf sie über die Mauer in den Graben.

„Schlechte Rakete, schlechte Rakete", sagte sie, als sie durch die Luft wirbelte. „Unmöglich. Die rechte Rakete, das wollte der Mann offenbar

sagen. Schlecht und recht klingt sehr ähnlich und bedeutet oft auch dasselbe." Und damit fiel sie in den Schlamm.

„Hier ist es nicht sehr hübsch," bemerkte sie, „aber das ist gewiß ein eleganter Badeort und man hat mich hergeschickt, um meiner Gesundheit willen. Meine Nerven sind gewiß sehr zerrüttet und ich brauche Ruhe."

Da schwamm ein kleiner Frosch mit glänzenden Äuglein in einem grünscheckigen Rock zu ihr hin.

„Ein neuer Ankömmling, wie ich sehe," sagte der Frosch, „nehmt alles nur in allem, es gibt nichts besseres als Schlamm. Habe ich nur Regenwasser und einen Graben, dann bin ich ganz glücklich. Glauben Sie, daß es heute Nachmittag regnen wird? Wollte Gott, es wäre dem so. Aber der Himmel ist ganz blau und wolkenlos. Welch ein Jammer!"

„Hm, hm!" begann die Rakete und begann zu husten.

„Welch eine entzückende Stimme Sie haben", rief der Frosch, „sie klingt beinahe wie Gequak. Und Quaken ist natürlich das Musikalischeste, was es in der Welt gibt. Sie werden ja heute Abend unseren Gesangverein hören. Wir sitzen im alten Ententeich beim Pächterhaus und sobald der Mond aufsteigt, beginnen wir. Unser Gesang ist so hinreißend, daß alles wach liegt in den Betten, um uns zuzuhören. Gestern hörte

ich, wie die Frau des Pächters zu ihrer Mutter sagte, daß sie unseretwegen nicht eine Sekunde schlafen konnte. Das ist doch sehr erhebend, wenn man so volkstümlich ist."

„Hmhm, hmhm!" sagte die Rakete und war sehr ärgerlich, daß sie kein Wort einwerfen konnte.

„Eine entzückende Stimme, in der Tat", fuhr der Frosch fort. „Ich hoffe, Sie kommen heute Abend hinüber in den Ententeich. Ich muß jetzt nach meinen Töchtern sehen. Ich habe sechs sehr schöne Töchter und ich fürchte, es könnte ihnen der Hecht begegnen. Das ist ein gräßliches Ungeheuer und er würde keinen Augenblick zögern, sie zum Frühstück zu verspeisen. Also auf Wiedersehen, ich habe mich sehr gefreut, daß ich mich mit Ihnen unterhalten konnte."

„Unterhaltung ist gut," sagte die Rakete, „Sie haben die ganze Zeit allein gesprochen. Das nenne ich keine Unterhaltung."

„Einer muß zuhören," antwortete der Frosch, „und ich liebe es, das Sprechen allein zu besorgen. Man erspart damit Zeit und Beweise."

„Aber ich liebe Beweise", sagte die Rakete.

„Ach lassen Sie doch", sagte der Frosch liebenswürdig. „Beweise sind sehr gemein, denn in guter Gesellschaft haben alle Leute genau dieselben Ansichten. Also nochmals auf Wieder-

sehen. Dort sehe ich meine Töchter.“ Und der kleine Frosch schwamm fort.

„Sie machen einen ganz nervös“, sagte die Rakete „und ich finde Sie sehr schlecht erzogen. Ich hasse Leute, die immer über sich selber sprechen wie Sie, wenn man von sich sprechen will, wie ich. Das nenne ich eigennützig und Eigennutz ist eine verabscheuungswürdige Sache, besonders bei meinem Temperament, denn ich bin bekannt für mein sympathisches Wesen. Sie sollten sich an mir ein Beispiel nehmen. Sie könnten kein besseres Vorbild finden. Da Sie nun eine solche Gelegenheit haben, sich zu bilden, sollten Sie sie rasch benützen, denn ich gehe in kürzester Zeit an den Hof zurück. Ich bin sehr gut angeschrieben bei Hofe. Mir zu Ehren haben der Prinz und die Prinzessin gestern geheiratet. Natürlich wissen Sie von all den Dingen nichts, denn Sie sind ein Provinzler.“

„Sie regen sich unnütz auf, wenn Sie mit ihm sprechen“, sagte eine Libelle, die an der Spitze eines großen braunen Rohrkolbens saß, „er ist nämlich schon fort.“

„Das ist sein Schade und nicht meiner“, antwortete die Rakete. „Ich werde nicht aufhören zu reden, nur aus dem Grunde, weil er nicht zuhört. Ich höre mich selbst sehr gerne, es gehört zu meinen größten Genüssen. Ich führe oft lange Selbstgespräche und dabei rede

ich so besondere Sachen, daß ich oft kein einziges Wort verstehe von dem, was ich spreche."

„Dann sollten Sie Vorträge über Philosophie halten", sagte die Libelle und sie breitete ein Paar entzückender Florflügel aus und erhob sich in die Luft.

„Wie dumm von ihm, daß er nicht dageblieben ist", sagte die Rakete. „Solch eine Gelegenheit seinen Geist zu bilden findet er nicht oft. übrigens was gehts mich an! Ein Genie wie das meine findet doch eines Tages gewiß die richtige Anerkennung". Und sie versank etwas tiefer im Schlamm.

Nach einiger Zeit kam eine große weiße Ente herangeschwommen. Sie hatte gelbe Beine und Schwimmfüße und galt wegen ihres Watschelns als große Schönheit. „Quak, quak, quak", sagte sie, „wie komisch Ihre Gestalt doch ist! Darf ich mir die Frage erlauben, ob Sie so geboren wurden oder ob Sie durch ein Unglück so geworden sind?"

„Es ist sonnenklar, daß Sie immer auf dem Lande gelebt haben", antwortete die Rakete, „sonst würden Sie wissen, wer ich bin. Aber ich entschuldige Ihre Unbildung. Es ist unfein, von anderen Leuten anzunehmen, daß sie die gleiche Bildung haben. Sie werden gewiß überrascht sein zu hören, daß ich bis in den Himmel fliegen kann und dann in einem Schauer von goldenen Regen herunterkomme."

„Na, davon halte ich nicht viel“, sagte die Ente, „da ich den praktischen Zweck nicht einsehen kann. Wissen Sie, wenn Sie Felder pflügen könnten wie der Ochs oder einen Wagen ziehen wie das Pferd oder die Schafe bewachen, wie der Schäferhund, das wäre etwas.“

„Meine Liebe“, schrie die Rakete in einem sehr hochmütigen Ton, „ich sehe, Sie gehören zu den unteren Klassen. Eine Person von meinem Range hat niemals einen Zweck. Wir haben gewisse Talente und das ist mehr als genügend. Ich habe persönlich gar keine Sympathie für irgend eine Beschäftigung, am allerwenigsten für die Beschäftigungen, auf die Sie anzuspielen scheinen. Ich war immer der Ansicht, daß Handarbeit nur die Zuflucht von Leuten ist, die nichts anderes zu tun haben“.

„Schön, schön“, sagte die Ente, die in sehr friedfertiger Verfassung war und niemals mit irgend jemand Streit anfing. „Jeder hat eben seinen Geschmack. Ich hoffe übrigens, daß Sie im Begriffe sind, sich bei uns niederzulassen.“

„O nein“, rief die Rakete, „ich bin nur eine Fremde, eine Fremde von Distinktion. Ich finde diesen Ort eigentlich langweilig. Es gibt hier weder Gesellschaft noch Einsamkeit. Es riecht alles hier nach Vorstadt. Ich werde wahrscheinlich an den Hof zurückkehren, denn ich weiß, daß ich bestimmt bin in der Welt großes Aufsehen zu machen.“

„Auch ich habe einmal daran gedacht, mich dem öffentlichen Leben zu widmen“, bemerkte die Ente. „So viel Dinge müßten gründlich reformiert werden. Vor einiger Zeit habe ich auch bei einer Versammlung die Rednertribüne bestiegen und wir haben Resolutionen angenommen, die alles verurteilten, was wir nicht mochten. Aber sie scheinen nicht sehr gewirkt zu haben. Nun stehe ich im Hausdienst und kümmere mich um meine Familie.“

„Ich bin für die Öffentlichkeit gemacht“, antwortete die Rakete, „und auch alle meine Verwandten, selbst die bescheidensten Familienmitglieder sind es desgleichen. Wann immer wir erscheinen, erregen wir große Aufmerksamkeit. Ich bin selbst noch nicht in die Öffentlichkeit getreten, aber wenn ich dies tun werde, wird es ein wunderbarer Anblick sein. Was aber das häusliche Leben betrifft, so wird man dadurch rasch alt und unser Geist wird von höheren Dingen abgelenkt.“

„Ach die höheren Dinge im Leben, die sind halt fein“, sagte die Ente, „und das erinnert mich daran, wie hungrig ich bin“. Und sie schwamm die Strömung hinunter und sagte „Quack, quack, quack.“

„Kommen Sie zurück, kommen Sie zurück“, schrie die Rakete, „ich habe Ihnen eine Menge zu sagen“. Aber die Ente schenkte ihr keine Aufmerksamkeit. „Ich bin froh, daß sie fort ist“,

sagte die Rakete zu sich selbst. „Sie ist entschieden nur minder begabt.“ Und sie sank ein bißchen tiefer in den Schlamm und begann über die Einsamkeit des Genies nachzudenken als zwei kleine Buben in weißen Kitteln gelaufen kamen mit einem Kessel und trockenem Reisig.

„Das muß die Deputation sein“, sagte die Rakete und suchte sehr würdevoll dreinzusehen.

„Halloh“, schrie einer der Buben, „schau doch den alten Stock. Wie ist der hergekommen?“ Und er fischte die Rakete aus dem Graben.

„Alter Stock“, sagte die Rakete. „Unmöglich. Gewaltiger Stock wollte er offenbar sagen. Gewaltiger Stock ist sehr schmeichelhaft. Er hält mich gewiß für einen Würdenträger bei Hofe.“

„Wir wollen ihn ins Feuer schmeißen“, sagte der andere Bub. „Er soll helfen, den Kessel sieden zu machen.“

Sie schichteten also den Reisig zusammen und legten die Rakete drauf und zündeten das Feuer an.

„Das ist großartig“, schrie die Rakete. „Sie lassen mich los bei hellem Tageslicht, so daß jedermann mich sehen kann.“

„Jetzt werden wir uns schlafen legen“, sagten die Buben „und wenn wir aufwachen, wird der Kessel sieden.“ Und sie legten sich ins Gras und schlossen die Augen.

Die Rakete war sehr naß und so dauerte

es lange, bis sie Feuer fing. Aber endlich brannte sie doch.

„Nun gehe ich los!“ schrie sie und sie machte sich steif und starr. „Ich weiß, ich werde viel höher steigen als die Sterne, viel höher als der Mond, viel höher als die Sonne. Ich werde wirklich so hoch steigen, daß — fzzz! fzzz! fzzz!“ Und sie stieg geradeaus in die Luft. „Entzückend“, schrie sie, „nun werde ich ewig so weiter steigen. Ich mache wunderbare Wirkung.“

Aber niemand sah sie.

Dann begann sie ein merkwürdiges Prickeln am ganzen Körper zu fühlen.

„Nun werde ich gleich explodieren“, schrie sie. „Ich werde die ganze Welt in Brand setzen und solch einen Lärm machen, daß man ein ganzes Jahr von nichts anderem sprechen wird“. Und in diesem Augenblicke explodierte sie auch. Krach! machte das Schießpulver. Aber niemand hörte den Knall. Nicht einmal die beiden kleinen Buben, denn sie schliefen fest.

Und alles was von der Rakete übrig blieb war der Stock und dieser fiel auf den Rücken einer Gans, die eben am Rande des Grabens spazierte.

„Großer Gott“, schrie die Gans, „es beginnt Stöcke zu regnen“ und sie schob ins Wasser.

„Ich wußte ja, daß ich ein großes Aufsehen machen würde“, keuchte die Rakete und ging aus.

Gedichte in Prosa.

Der Künstler.

Eines abends erwachte in seiner Seele der Wunsch ein Bild zu formen, das „die Wonne des Augenblicks“ darstellen sollte. Und er ging in die Welt um Bronze zu suchen, denn er konnte nur in Bronze denken.

Aber alle Bronze der ganzen Welt war verschwunden. Nirgends in der ganzen Welt war Bronze zu finden, mit Ausnahme der Bronzenen Figur des „Ewigen Leides“.

Und diese Figur hatte er selbst gemacht, mit seinen eigenen Händen geformt und er hatte sie auf ein Grab gesetzt, und unter diesem Grabe lag alles, was er im Leben geliebt hatte. Auf das Grab dessen, was er am meisten im Leben geliebt hatte, hatte er dies Werk seiner Kunst gesetzt, damit es zeuge für die Liebe des Mannes, die nie stirbt und ein Symbol des Leides sei, das ewig dauert. Und in der ganzen Welt gab es keine andere Bronze, als die Bronze dieser Figur.

Und er nahm die Figur, die er geformt hatte, und legte sie in den Schmelzofen und übergab sie dem Feuer.

Und aus dem bronzenen Bilde des Leides das ewig währt, formte er das Bild der Wonne, die im Augenblicke vergeht.

Der Wohltäter.

Es war Nacht und Er war allein.

Und er sah in weiter Ferne die Mauern einer runden Stadt und Er ging auf die Stadt zu.

Und als Er näher kam, hörte Er in der Stadt den Tanzschritt freudiger Füße und das Lachen aus dem Munde des Frohsinns und den lauten Klang vieler Harfen. Und Er klopfte ans Tor und einer von der Torwache öffnete ihm.

Und Er sah ein Haus, das war ganz aus Marmor und schöne Marmorsäulen standen davor. Und Blumengewinde hingen an den Säulen und drinnen und draußen gab es Fackeln aus Zedernholz. Und Er betrat das Haus.

Und Er ging durch die Halle von Kalzedon und die Halle von Jaspis und so kam Er in die große Festhalle. Auf purpurnem Lager sah Er einen Jüngling liegen, dessen Haar war mit roten Rosen bekränzt und dessen Lippen waren rot von Wein.

Und Er trat hinter ihn und berührte seine Schultern und sprach zu ihm: „Warum lebst du so?"

Und der Jüngling drehte sich um und erkannte Ihn und antwortete und sagte: „Ich

war einst ein Aussätziger und du hast mich geheilt. Wie anders sollt ich leben?"

Und Er schritt aus dem Hause und ging wieder auf die Straße.

Und nach einer Weile sah Er ein Weib mit bemaltem Gesicht und vielfarbiger Kleidung und ihre Füße waren besetzt mit Perlen. Und hinter ihr ging langsam ein junger Mann wie ein Jäger und sein Kleid war bunt. Und das Angesicht des Weibes war wie das schöne Antlitz eines Götzenbildes und die Augen des jungen Mannes glänzten vor Begierde.

Und Er folgte langsam und berührte die Hand des jungen Mannes und sprach zu ihm: „Warum blickst du so auf dieses Weib?"

Und der junge Mann drehte sich um und erkannte Ihn und sagte: „Ich war einst ein Blinder und du gabst mir das Augenlicht. Zu was sonst soll ich es nützen?"

Und Er lief vor und berührte das bemalte Kleid des Weibes und sprach zu ihr: „Kennst du keinen andern Weg als den Weg der Sünde?"

Und das Weib drehte sich um und erkannte Ihn lachte und sprach: „Du vergabst mir doch meine Sünden und dieser Weg ist ein Weg der Freude."

Und Er ging aus der Stadt hinaus.

Und als Er die Stadt verlassen hatte, sah Er am Wegrande einen jungen Mann sitzen, der weinte.

Und Er ging auf ihn zu und berührte die langen Locken seines Haares und sprach zu ihm: „Warum weinst du?“

Und der junge Mann blickte auf und erkannte Ihn und gab zur Antwort: „Ich war gestorben und du hast mich vom Tode aufgeweckt. Was soll ich anderes tun als weinen!“

Der Schüler.

Als Narcissus starb, wandelte sich die Quelle seiner Lust. Und aus der Schale süßen Wassers ward eine Schale salziger Tränen. Und die Oreaden kamen weinend durch den Hain, um bei der Quelle zu singen und sie zu trösten. Und als sie sahen, daß die Quelle sich gewandelt hatte und aus der Schale süßen Wassers eine Schale salziger Tränen geworden war, lösten sie die grünen Flechten ihrer Haare und riefen der Quelle zu: „Wir wundern uns nicht, daß du so um Narzissus trauerst, denn er war so schön."

„War denn Narzissus schön?" sagte die Quelle.

„Wer weiß das besser als du!" antworteten die Oreaden. „An uns ging er immer vorbei, aber dich suchte er auf und lag an deinem Rande und blickte zu dir hinab und im Spiegel deiner Gewässer spiegelte er seine eigene Schönheit."

Und die Quelle antwortete: „Ich aber liebte Narziß, weil ich im Spiegel seiner Augen, wenn er am Ufer lag und niederschaute zu mir, meine eigene Schönheit gespiegelt sah."

Der Meister.

Und als Dunkelheit über die Erde gekommen war, zündete Joseph von Arimathea eine Fackel von Fichtenholz an und stieg nieder vom Hügel ins Tal. Denn er hatte in seinem Hause zu tun.

Und er sah auf den Kieseln im Tal der Verzweiflung einen Jüngling knieen, der war nackt und weinte. Sein Haar hatte die Farbe des Honigs und sein Körper glich einer weißen Blume. Aber er hatte seinen Leib mit Dornen zerrissen und sein Haar mit Asche gekrönt. Und jener, der so große Reichtümer hatte, sprach zum Jüngling, der nackend war: „Ich wundere mich nicht, daß dein Kummer so groß ist, denn sicherlich war Er ein gerechter Mann."

Und der Jüngling antwortete: „Nicht um ihn vergieße ich Tränen, sondern ich weine um meinetwillen. Auch ich habe Wasser in Wein verwandelt und ich habe die Aussätzigen geheilt und den Blinden das Augenlicht gegeben. Ich bin über das Wasser geschritten und die Teufel vertrieb ich aus den Gräbern. Ich habe die Hungrigen in der Wüste genährt, wo es keine Nahrung gab, und ich erweckte die Toten aus

8*

ihrem engen Hause. Und auf mein Bitten vor einer großen Menge Volkes verdorrte ein unfruchtbarer Feigenbaum. Alle jene Dinge, die jener Mann tat, habe ich auch getan und doch haben sie mich nicht gekreuzigt."

Das Haus des Gerichtes.

Stille war es im Haus des Gerichtes. Und der Mensch trat nackt vor Gott.

Und Gott öffnete das Lebensbuch des Menschen.

Und Gott sprach zu dem Menschen: „Dein Leben ist böse gewesen und du warst grausam zu denen, die Hilfe heischten. Und zu denen, die in Not waren, warst du bitter und hartherzig. Die Armen schrien zu dir und du hörtest sie nicht und der Ruf der Meinen im Leide fand bei dir taube Ohren. Du tratst dein Erbe an und du sandtest die Füchse in des Nachbars Weingarten. Du nahmst das Brot der Kinder und gabst es den Hunden zum Fraße. Und meine Aussätzigen, die in Sümpfen wohnten und im Frieden lebten und mich priesen, die jagtest du fort auf die Landstraße. Und auf meiner Erde, aus deren Schoße ich dich zog, vergossest du unschuldiges Blut."

Und der Mann gab Antwort und sprach: „So tat ich."

Und wieder öffnete Gott das Buch des Lebens.

Und Gott sprach zu dem Mann: „Dein Leben ist böse gewesen und du suchtest nach der

Schönheit, die ich offenbarte, und du gingst vorüber am Guten, das ich verbarg. Die Wände deines Zimmers waren bedeckt mit Bildern und vom Lager deiner Verruchtheit standst du auf beim Ton der Flöten. Du erbautest sieben Altäre den Sünden, die ich litt, und aßest von der Speise, die nicht gegessen werden soll. Und der Purpur deines Gewandes war bestickt mit den drei Zeichen der Scham. Deine Götzenbilder waren weder von Gold noch von Silber, von keinem Metall, das ewig bleibt, sondern vom Fleische, das stirbt und vergeht. Du beflecktest ihr Haar mit Narden und du gabst ihnen Granatäpfel in die Hände. Du beflecktest ihre Füße mit Safran und breitetest Teppiche vor ihnen aus. Mit Antimon beflecktest du ihre Augenlider und besudeltest ihren Leib mit Myrrhen. Du beugtest dich bis auf den Boden vor ihnen und die Throne deiner Götzenbilder standen in der Sonne. Du zeigtest der Sonne deine Schande und dem Monde deine Narrheit."

Und der Mann gab Antwort und sprach: „So tat ich."

Und ein drittesmal öffnete Gott das Buch des Lebens.

Und Gott sprach zum Mann: „Böse ist dein Leib gewesen und mit Bösem vergaltst du Gutes und mit Übeltat vergaltst du Wohltat. Die Hände, die dich nährten, hast du verwundet

und die Brüste, die dir Nahrung gaben, hast du verachtet. Der zu dir kam und dich um Wasser bat, ging dürstend von dir und die Geächteten, die dich in ihren Zelten verbargen bei Nacht, verrietst du vor dem Morgengrauen. Den Feind, der dich verschonte, erschlugst du im Hinterhalt und den Freund, der mit dir ging, verkauftest du um Geld, und allen, die dir Liebe brachten, gabst du nur Lust dafür."

Und der Mann antwortete „So tat ich."

Und Gott schloß das Buch des Lebens und sprach: „Gewiß will ich dich zur Hölle schicken, in die unterste Hölle will ich dich schicken."

Und der Mann schrie: „Das kannst du nicht."

Und Gott sprach zu dem Mann: „Warum kann ich dich nicht zur Hölle schicken? Aus welchem Grunde nicht?"

„Weil ich immer in der Hölle gelebt habe", antwortete der Mann.

Und Schweigen herrschte im Hause des Gerichtes.

Und nach einer Weile sprach Gott und sagte zum Mann: „Da ich sehe, daß ich dich nicht in die Hölle schicken kann, so werde ich dich sicher in den Himmel schicken. Ja, in den Himmel werde ich dich schicken."

Und der Mann schrie: „Das kannst du nicht."

Und Gott sprach zu dem Mann: „Warum

kann ich dich nicht in den Himmel schicken? Aus welchem Grunde nicht?"

„Weil ich niemals und in keinerlei Weise imstande war, mir ihn vorzustellen", antwortete der Mann.

Und Schweigen herrschte im Hause des Gerichtes.

Der Lehrer der Weisheit.

Von seiner Kindheit an ward er so angefüllt mit der vollkommenen Wissenschaft von Gott wie irgendeiner. Als er ein Knabe war, kamen die Heiligen und auch die heiligen Frauen kamen, die in der freien Stadt seiner Geburt wohnten und wunderten sich über die tiefe Weisheit seiner Antworten. Und nachdem ihm die Eltern Kleid und Ring der Mannheit gegeben hatten, küßte er sie und verließ sie und ging hinaus in die Welt, um der Welt von Gott zu sprechen. Denn es gab zu jener Zeit viele in der Welt, die überhaupt nichts wußten von Gott oder eine unvollkommene Kenntnis von ihm hatten oder falsche Götter anbeteten, die in Hainen wohnten und sich um ihre Getreuen nicht kümmerten. Und er wandte sein Angesicht der Sonne zu und wanderte. Und er ging ohne Sandalen, wie er die Heiligen gehen gesehen hatte, und er hatte an seinem Gürtel eine lederne Tasche und eine Wasserflasche von gebrannter Erde.

Und wie er auf der Landstraße dahinging, füllte ihn die Freude, die da kommt von der Wissenschaft Gottes und ohne Unterbrechung sang er Lieder zu Gottes Preis: und nach einer

Weile erreichte er ein seltsames Land, wo es viele Städte gab.

Und er kam durch elf Städte. Manche Städte lagen in Tälern und andere an den Ufern großer Flüsse und andere wieder auf Hügeln. Und in jeder Stadt fand er einen Schüler, der ihn liebte und ihm folgte. Und auch eine große Menge Volkes folgte ihm in jeder Stadt, und die Kenntnis Gottes breitete sich aus im ganzen Lande und viele der Regierenden wurden bekehrt und die Priester in den Tempeln, wo die Götzenbilder standen, fanden, daß ihr halber Gewinn verloren sei. Und wenn sie Mittags auf die Trommel schlugen, kamen gar keine oder nur sehr wenige mit Pfauen und Fleischopfern, wie dies vor seinem Kommen Sitte gewesen war im Lande.

Aber je mehr Volk ihm folgte, je größer die Zahl seiner Schüler wurde, desto größer ward sein Kummer. Und er wußte nicht, warum sein Kummer so groß war. Denn er sprach immer über Gott, schöpfend aus der Fülle vollkommener Wissenschaft von Gott, wie Gott selbst sie ihm gegeben hatte.

Und eines Abends ging er hinaus aus der elften Stadt, einer Stadt in Armenien, und seine Schüler und eine große Menschenmenge folgte ihm: und er ging hinaus auf einen Berg und setzte sich auf einen Felsblock auf dem

Berge und seine Schüler standen rings um ihn her und die Menge kniete im Tale.

Und er beugte seinen Kopf auf seine Hände nieder und weinte und sagte zu seiner Seele: „Warum bin ich so voll von Kummer und Furcht und warum ist es mir, als wäre jeder meiner Schüler ein Feind, der im Mittag wandelt?"

Und seine Seele antwortete ihm und sprach: „Gott füllte dich mit seiner vollkommenen Kenntnis und du gabst diese Kenntnis weiter an andere. Die Perle von großem Werte hast du geteilt und das Kleid ohne Nat hast du auseinandergerissen. Der die Weisheit weitergibt, beraubt sich selbst. Er ist wie einer, der seinen Schatz einem Räuber gibt. Ist Gott nicht weiser als du? Wer bist du, daß du das Geheimnis weitergibst, das Gott dir gesagt hat? Einst war ich reich und du hast mich arm gemacht. Einst sah ich Gott und nun hast du ihn mir verhüllt."

Und wieder weinte er, denn er wußte, daß seine Seele die Wahrheit sprach und daß er anderen die Wissenschaft Gottes gegeben hatte und daß er war wie einer, der sich anklammert an Gottes Gewand und daß sein Glauben ihn verließ in dem Maße, wie die Zahl jener wuchs, die ihm glaubten.

Und er sprach zu sich selbst: „Ich will nichts mehr über Gott sprechen; wer Weisheit weiter

gibt, beraubt sich selbst." Und einige Stunden später kamen seine Schüler zu ihm und beugten sich zur Erde und sprachen: „Meister, sprich uns von Gott, denn du hast die vollkommene Wissenschaft Gottes und niemand außer dir hat diese Wissenschaft."

Und er antwortete ihnen und sprach: „Ich will zu euch sprechen von allen Dingen im Himmel und auf Erden, aber von Gott will ich nicht zu euch sprechen. Nicht jetzt, noch später will ich von Gott zu euch sprechen."

Und da wurden sie böse und sprachen zu ihm: „Du hast uns in die Wüste geführt, auf daß wir dich hören sollten. Willst du uns hungrig fortschicken, uns und die große Menge, die dir gefolgt ist?"

Und er antwortete ihnen und sprach: „Ich will nicht von Gott zu euch reden."

Und die Menge murrte gegen ihn und sprach: „Du hast uns in die Wüste geführt und gabst uns keine Nahrung zu essen. Sprich uns von Gott und das wird uns genügen."

Aber er antwortete ihnen mit keinem Worte. Denn er wußte, daß er seinen Schatz fortgeben würde, wenn er von Gott zu ihnen spräche.

Und seine Schüler gingen traurig fort und die Menge kehrte in die Häuser zurück. Und viele starben auf dem Wege.

Und als er allein war, stand er auf und wandte sein Angesicht dem Monde zu und wan-

derte sieben Monde und sprach zu niemandem und gab niemandem Antwort. Und als der siebente Mond erfüllet war, erreichte er die Wüste, die da heißt die Wüste des großen Stromes. Und dort fand er eine Höhle, in der ein Zentaur einst gewohnt hatte und er nahm sie als Wohnort und machte sich eine Matte aus Schilf, um darauf zu liegen, und wurde ein Einsiedler. Und jede Stunde pries der Einsiedler Gott, der ihm erlaubt hatte, einige Wissenschaft von ihm und seiner wunderbaren Größe zu haben.

Als nun eines Abends der Einsiedler vor der Höhle saß, aus welcher er seinen Wohnort gemacht hatte, sah er einen jungen Mann mit bösem und schönem Gesicht, der in schlechtem Kleide und mit leeren Händen vorüberging. Jeden Abend ging der junge Mann mit leeren Händen vorbei und jeden Morgen kehrte er mit Purpur und Perlen wieder. Es war ein Räuber und er beraubte die Karawanen der Kaufleute.

Und der Einsiedler blickte auf ihn und bemitleidete ihn. Aber er sprach kein Wort. Denn er wußte, daß wer ein Wort spricht, den Glauben verliert.

Und eines Morgens, als der junge Mann mit den Händen voll Purpur und Perlen wiederkehrte, blieb er stehen und runzelte die Brauen und stampfte mit dem Fuß auf den Sand und sprach zum Einsiedler: „Was schaust du mich

so an, wenn ich vorübergehe. Was ist es, was ich in deinen Augen sehe? Denn kein Mann hat jemals in solcher Weise mich angesehen. Und dein Blick ist wie ein Stachel und verwirrt mich."

Und der Einsiedler antwortete und sprach: „Was du in meinen Augen siehst, ist Mitleid. Mitleid blickt aus meinen Augen auf dich."

Und der junge Mann lachte voll Hohn und schrie dem Einsiedler zu mit Bitterkeit in der Stimme und sprach: „Ich habe Purpur und Perlen in meinen Händen und du hast bloß eine Matte von Schilf, darauf zu liegen. Was für Mitleid magst du für mich haben und aus welchem Grunde hast du Mitleid?"

„Ich habe Mitleid mit dir", sagte der Einsiedler, „weil du keine Wissenschaft von Gott hast."

„Ist diese Wissenschaft von Gott eine kostbare Sache?" frug der junge Mann und kam ganz nahe zur Öffnung der Höhle.

„Sie ist kostbarer als aller Purpur und alle Perlen der ganzen Welt!" antwortete der Einsiedler.

„Und du hast diese kostbare Sache?" sagte der junge Räuber und kam noch näher.

„Einmal besaß ich sie", antwortete der Einsiedler. „Ich besaß die vollkommene Wissenschaft von Gott. Aber in meiner Narrheit trennte ich mich von ihr und teilte sie mit

anderen. Aber immer noch ist die Wissenschaft, die mir geblieben ist, kostbarer denn Purpur und Perlen."

Und als dies der junge Räuber hörte, warf er Purpur und Perlen fort, die er in Händen trug, und zog ein kurzes Schwert von gekrümmtem Stahl und sagte: „Gib mir sofort die Wissenschaft von Gott, die du hast, oder ich töte dich. Warum sollte ich den nicht erschlagen, der einen Schatz besitzt, der größer ist als meiner?"

Und der Einsiedler breitete die Arme aus und sprach: „Wäre es nicht besser für mich, in den innersten Vorhof Gottes zu treten und Ihn zu preisen, als in der Welt zu leben und keine Wissenschaft von Ihm zu haben? Töte mich, wenn du willst, aber die Wissenschaft Gottes gebe ich nicht fort."

Und der junge Räuber kniete nieder und flehte ihn an, aber der Einsiedler wollte nicht von Gott zu ihm sprechen, noch ihm seinen Schatz geben, und der junge Räuber stand auf und sprach zum Einsiedler: „Sei dem, wie du willst. Was mich betrifft, so will ich zur Stadt der sieben Sünden gehen, die nur drei Tagereisen von hier entfernt ist, und für meinen Purpur werden sie mir Freuden geben und für meine Perlen werden sie mir Lust verkaufen."

Und er nahm seinen Purpur und seine Perlen und ging eilends davon.

9*

Und der Einsiedler schrie auf und folgte ihm und beschwor ihn. Drei Tage folgte er dem Räuber auf der Straße und bat ihn umzukehren und nicht die Stadt der sieben Sünden zu betreten.

Und dann und wann blickte sich der junge Räuber nach dem Einsiedler um und rief ihn an und sprach: „Willst du mir deine Wissenschaft Gottes geben, die kostbarer ist als Purpur und Perlen? Wenn du so tust, so will ich die Stadt nicht betreten."

Und immer antwortete der Einsiedler: „Alles, was ich habe, will ich dir geben, nur dies eine nicht. Denn dies eine fortzugeben ist mir nicht erlaubt."

Und in der Dämmerung des dritten Tages kamen sie an die großen scharlachnen Tore der Stadt der sieben Sünden. Und aus der Stadt heraus scholl der Lärm von lautem Gelächter.

Und der junge Räuber lachte zur Antwort und wollte ans Tor klopfen. Da aber lief der Einsiedler vor und packte ihn an seinem Gewand und sprach zu ihm: „Strecke deine Hände aus und lege deine Arme um meinen Hals und drücke dein Ohr an meine Lippen, und ich will dir geben, was mir von der Wissenschaft Gottes geblieben ist."

Und der junge Räuber blieb stehen.

Und als der Einsiedler seine Wissenschaft Gottes fortgegeben hatte, da fiel er zu Boden

und weinte und eine tiefe Finsternis verhüllte ihm die Stadt und den jungen Räuber, so daß er sie nicht mehr sah.

Und als er so lag und weinte, da wurde er gewahr, daß einer neben ihm stand. Und der, der neben ihm stand, hatte Füße von Erz und sein Haar glich feiner Wolle. Und er hob den Einsiedler auf und sprach zu ihm: „Bis jetzt hattest du die vollkommene Wissenschaft Gottes. Nun sollst du Gottes vollkommene Liebe haben. Warum weinst du?“ Und er küßte ihn.

Die geheimnislose Sphinx.

Eines Nachmittags saß ich vor dem Café de la Paix und betrachtete den Glanz und das Elend des Pariser Lebens und wunderte mich, das Glas Wermuth vor mir, über das merkwürdige Bild von Stolz und Armut, das sich vor mir entwickelte. Da hörte ich, wie jemand meinen Namen rief. Ich wendete mich um und sah Lord Murchison. Wir waren uns nicht begegnet, seitdem wir zusammen vor nunmehr zehn Jahren zusammen in der Schule gesessen hatten, und so war ich denn entzückt, ihn wiederzusehen, und wir schüttelten uns warm die Hände. In Oxford waren wir gute Freunde gewesen. Ich hatte ihn riesig gern gehabt, denn er war sehr hübsch, sehr geistvoll und sehr anständig. Wir pflegten zu sagen, daß er gewiß der beste Junge wäre, wenn er nicht immer die Wahrheit sprechen würde. Aber ich glaube, daß wir ihn trotzdem wegen seiner Offenherzigkeit tatsächlich bewunderten. Ich fand ihn nun jetzt beträchtlich verändert. Er sah ängstlich und ungeduldig drein und es schien ihn irgendeine Sorge zu plagen. Ich dachte mir, das könne kein moderner Skeptizismus sein, denn Murchison war durch und

durch tory und glaubte so fest ans Pentateuch, wie er ans Oberhaus glaubte. So schloß ich denn, daß es sich offenbar um ein Weib handle und frug ihn, ob er schon verheiratet sei.

„Ich verstehe Frauen zu wenig", antwortete er.

„Mein lieber Gerald," sagte ich, „Frauen wollen geliebt und nicht verstanden werden."

„Ich kann nicht lieben, wo ich nicht vertrauen kann", antwortete er.

„Ich glaube, du hast ein Geheimnis in deinem Leben, Gerald", rief ich aus. „Erzähle es mir doch."

„Wollen wir nicht zusammen eine Spazierfahrt machen? Hier ist es zu voll", antwortete er. „Nein, keinen gelben Wagen, lieber eine andere Farbe. Ja, der dunkelgrüne dort, der ist mir recht." Und einige Augenblicke später trabten wir den Boulevard in der Richtung der Madeleine hinunter.

„Wohin wollen wir fahren?" sagte ich.

„Wohin du willst", antwortete er. „Zum Restaurant im Bois. Wir werden dort dinieren und du wirst mir alles über dich erzählen."

„Ich möchte erst etwas von dir hören", sagte ich. „Erzähle mir dein Geheimnis."

Er zog aus seinem Rock eine kleine silberbeschlagene Saffiantasche und reichte sie mir. Ich öffnete sie. Sie enthielt die Photographie einer Frau. Sie war hoch und schlank und

sah seltsam malerisch aus mit ihren großen, unbestimmten Augen und dem offenen Haar. Sie sah aus wie eine Hellseherin und war in reiche Pelze gekleidet.

„Was hältst du von dem Gesicht", sagte er. „Kann man ihm trauen?"

Ich betrachtete es aufmerksam. Das Gesicht sah aus wie das Antlitz eines Menschen, der ein Geheimnis hat, aber ich konnte nicht sagen, ob dies Geheimnis gut oder böse sei. Ihre Schönheit war eine aus vielen Geheimnissen gebildete Schönheit — die Schönheit, die faktisch psychischer und nicht plastischer Natur ist — und das schwache Lächeln, das eben ihre Lippen umspielte, war viel zu fein, um wirklich süß zu sein.

„Nun," rief er ungeduldig, „was sagst du?"

„Eine Giaconda in Zobel", antwortete ich. „Sag mir doch von ihr, was du weißt."

„Nicht jetzt", sagte er. „Nach Tisch." Und er begann von anderen Dingen zu sprechen.

Als der Kellner uns den Kaffee und die Zigaretten brachte, erinnerte ich Gerald an sein Versprechen. Er stand von seinem Sitze auf und ging zwei oder dreimal auf und ab, ließ sich dann in einen Lehnstuhl fallen und erzählte mir folgende Geschichte.

„Eines Abends," sagte er, „ging ich nach fünf Uhr die Bond Street hinunter. Es herrschte ein furchtbares Gewirr von Wagen

und der Verkehr stockte beinahe. Ganz nahe am Bürgersteig stand ein kleiner gelber Brougham, der aus irgendeinem Grunde meine Aufmerksamkeit erregte. Als ich vorüberging, blickte das Antlitz aus dem Fenster, das ich dir nachmittags gezeigt habe. Es fesselte mich sofort. Die ganze Nacht und den ganzen nächsten Tag dachte ich daran. Ich wanderte die verflixte Straße auf und ab, guckte in jeden Wagen und wartete auf den gelben Brougham. Aber ich konnte ma belle inconnue nicht finden und schließlich begann ich zu glauben, daß es nur ein Traum gewesen sei. Etwa eine Woche später dinierte ich bei Madame de Rastail. Das Diner war für acht Uhr angesetzt, aber um halb neun wartete man noch immer im Salon. Endlich öffnete der Diener die Tür und meldete Lady Alroy. Es war die Dame, die ich gesucht hatte. Sie kam sehr langsam herein, sah aus wie ein Mondstrahl in grauen Spitzen und zu meinem unbeschreiblichen Entzücken wurde ich aufgefordert, sie zu Tische zu führen. Als wir saßen, bemerkte ich ganz unschuldig: „Ich glaube, daß ich Sie vor einiger Zeit in der Bond Street gesehen habe, Lady Alroy.“ Sie wurde sehr blaß und sagte leise zu mir: „Bitte, sprechen Sie nicht so laut, man könnte Sie hören.“ Ich fühlte mich sehr unbehaglich, da ich mich so schlecht eingeführt hatte und stürzte mich kopfüber in ein Gespräch über

französische Stücke. Sie sprach sehr wenig, immer mit derselben leisen musikalischen Stimme und schien immer Angst zu haben, daß jemand zuhören könne. Ich verliebte mich leidenschaftlich, unsinnig und die unbeschreibliche Atmosphäre des Geheimnisses, die sie umgab, erregte meine heftigste Neugier. Als sie fortging — und sie ging sehr bald nach dem Diner fort — frug ich sie, ob ich sie besuchen dürfe. Sie zögerte einen Augenblick, sah sich um, als ob sie fürchtete, es könne jemand in der Nähe sein und sagte dann: „Morgen um dreiviertel fünf.“ Ich bat Madame de Rastail, mir etwas über sie zu sagen, aber alles, was ich erfahren konnte, war, daß sie eine Witwe sei, die ein wunderschönes Haus in Park Lane besitze; und als irgendein wissenschaftlicher Schmock eine lange Abhandlung über Witwen begann, um an Beispielen zu beweisen, daß die Überlebenden eben die zur Ehe Geeignetsten seien, stand ich auf und ging nach Hause.

Am nächsten Tag erschien ich in Park Lane pünktlich zur angegebenen Stunde, aber der Kammerdiener sagte mir, daß Lady Alroy eben ausgegangen sei. Ich ging in meinen Klub und war unglücklich und voller Unruhe. Nach langer Überlegung schrieb ich ihr einen Brief, in dem ich anfrug, ob es mir erlaubt sei, an einem anderen Tage mein Glück zu versuchen. Einige Tage lang erhielt ich keine Antwort,

aber endlich bekam ich ein kleines Briefchen, und darin stand, daß sie Sonntag um vier Uhr zu Hause sein würde. Und das Briefchen hatte folgendes sonderbares Postskriptum: „Bitte, schreiben Sie mir nicht mehr hierher. Ich werde Ihnen den Grund bei unserem Wiedersehen sagen." Am Sonntag empfing sie mich und war entzückend. Als ich fortging, bat sie mich, wenn ich ihr je wieder schreiben würde, den Brief an Mr. Knox in Whittakers Library zu adressieren. „Es gibt Gründe, warum ich in meinem Hause keine Briefe empfangen kann", sagte sie.

Den ganzen Winter hindurch sah ich sie sehr oft und die Atmosphäre des Geheimnisses verließ sie nie. Manchmal glaubte ich, sie sei in der Gewalt irgendeines Mannes, aber sie blickte so unnahbar drein, daß ich diese Meinung bald aufgab. Es war für mich sehr schwer, zu irgendeinem Ergebnis zu kommen, denn sie glich jenen seltsamen Kristallen, die man in Museen sieht und die einen Augenblick ganz klar und dann wieder ganz trüb sind. Endlich entschloß ich mich, sie zu fragen, ob sie mein Weib werden wolle. Ich war ganz krank und erschöpft von dem fortwährenden Geheimnis, mit dem sie alle meine Besuche und die wenigen Briefe, die ich ihr sandte, umgab. Ich schrieb ihr also in die Buchhandlung, um sie zu fragen, ob sie mich am nächsten Montag um sechs

Uhr empfangen könne. Sie antwortete mit „Ja" und ich war im siebenten Himmel des Entzückens. Ich war ganz verhext: trotz des Geheimnisses, dachte ich damals, wegen des Geheimnisses, weiß ich jetzt. Nein, es war die Frau selbst, die ich liebte. Das Geheimnis beunruhigte mich, machte mich toll. Warum hat der Zufall mir auf die Spur geholfen?

„Du hast es also entdeckt!" rief ich aus.

„Ich fürchte fast", antwortete er. „Urteile selbst.

„Als der Montag kam, ging ich mit meinem Onkel frühstücken und etwa um vier Uhr war ich in der Marylebone Road. Wie du weißt, wohnt mein Onkel in Regents Park. Ich wollte nach Piccadilly und schnitt den Weg ab, indem ich durch eine ganze Menge armseliger kleiner Straßen ging. Plötzlich sah ich vor mir Lady Alroy, tief verschleiert und eilenden Schrittes. Als sie zum letzten Haus der Straße kam, ging sie die Stufen hinauf, zog einen Drücker aus der Tasche, öffnete und trat ein. Hier ist das Geheimnis, sagte ich zu mir selbst. Ich stürzte vor und betrachtete das Haus. Es schien eine Art Absteigquartier. Auf der Türstufe lag ihr Taschentuch, das sie fallen gelassen hatte. Ich hob es auf und steckte es in meine Tasche. Dann begann ich nachzudenken, was nun zu tun sei. Ich kam zu dem Schlusse, daß ich kein Recht hatte, ihr nachzu-

spionieren und fuhr in meinen Klub. Um sechs machte ich ihr meinen Besuch. Sie lag auf dem Sofa, in einem silberdurchwirkten Schlafrock, der mit einigen seltsamen Mondsteinen gehalten war, die sie immer trug. Sie sah entzückend aus. „Ich bin sehr froh, Sie zu sehen", sagte sie. „Ich war den ganzen Tag nicht aus." Ich sah sie ganz verblüfft an, dann zog ich das Taschentuch aus meiner Tasche und übergab es ihr.

„Sie haben dieses Taschentuch in Cumnor-street heute nachmittag fallen lassen, Lady LAlroy", sagte ich sehr ruhig. Sie sah mich ganz erschrocken an, machte aber keinen Versuch, das Taschentuch zu nehmen. „Was haben Sie dort getan?" frug ich. „Welches Recht haben Sie, mich zu fragen?" antwortete sie. „Das Recht eines Mannes, der Sie liebt. Ich kam hieher, Sie zu bitten, meine Frau zu werden." Sie verbarg ihr Gesicht in den Händen und brach in Weinen aus. „Sie müssen mir alles sagen", fuhr ich fort. Sie stand auf, blickte mir voll ins Gesicht und sagte: „Lord Murchison, ich habe nichts zu sagen." „Sie wollten dort jemand treffen," schrie ich, „das ist Ihr Geheimnis." Sie wurde schrecklich bleich und sagte, „ich wollte niemand treffen." „Können Sie nicht die Wahrheit sagen?" rief ich aus. „Ich habe sie gesagt", antwortete sie. Ich war toll, außer mir. Ich weiß nicht, was ich

sagte, aber ich sagte ihr furchtbare Dinge. Endlich stürzte ich aus dem Hause. Sie schrieb mir am nächsten Tag einen Brief. Ich sandte ihn ihr uneröffnet zurück und fuhr mit Colville nach Norwegen. Nach einem Monat kam ich zurück und das Erste, was ich in der Morgenpost sah, war die Todesnachricht von Lady Alroy. Sie hatte sich in der Oper erkühlt und war fünf Tage später an Lungenentzündung gestorben. Ich schloß mich ein und sah niemanden. Ich hatte sie so wahnsinnig geliebt. Großer Gott, wie hatte ich dieses Weib geliebt!

„Du gingst natürlich in die Straße und ins Haus", sagte ich.

„Ja", antwortete er.

Eines Tages ging ich in die Cumnor Street. Ich konnte mir nicht helfen. Der Zweifel quälte mich. Ich klopfte an die Tür und eine würdig aussehende Dame öffnete mir. Ich frug sie, ob sie nicht Zimmer zu vermieten hätte. „Ja, Herr!" sagte sie, „der Salon ist eigentlich vermietet, aber ich habe die Dame seit drei Monaten nicht gesehen. Und da das Zimmer also nicht bezahlt ist, können Sie es haben." „Ist das die Dame?" sagte ich und zeigte ihr das Bild. „Gewiß!" rief sie aus, „das ist sie. Und wann kommt sie denn zurück?" „Die Dame ist tot", antwortete ich. „O, mein Gott," sagte die Frau, „sie war

meine beste Partei. Sie zahlte mir drei Guineen die Woche und sie tat nichts, als hie und da im Salon sitzen." „Traf sie jemand?" fragte ich. Aber die Frau versicherte mir, daß sie immer allein kam und niemand traf. „Was, um Gottes willen, tat sie dann hier?" rief ich aus. „Sie saß bloß im Salon, las Bücher und trank hie und da eine Tasse Tee", antwortete die Frau. Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. So gab ich ihr einen Sovereign und ging. „Was glaubst du, hat das alles bedeutet? Glaubst du am Ende, daß das Weib die Wahrheit gesagt hat?"

„Gewiß glaube ich das", antwortete ich.

„Warum also ging Lady Alroy hin?"

„Mein lieber Gerald", antwortete ich, „Lady Alroy war eine Dame mit der Manie des Geheimnisses. Sie nahm dieses Zimmer aus Vergnügen, um mit gesenktem Schleier hingehen zu dürfen und sich einzubilden, daß sie eine Romanheldin sei. Sie hatte die Leidenschaft des Geheimnistums, aber sie selbst war bloß eine geheimnislose Sphynx.

„Glaubst du wirklich?"

„Ich bin davon überzeugt", antwortete ich.

Er nahm die Saffiantasche hervor, öffnete sie und blickte auf das Bild. „Wer weiß!" sagte er endlich.

Der Geist von Canterville.

Eine hylo-idealistische Novelle.

I.

Als Hiram B. Otis, der amerikanische Minister, Schloß Canterville kaufte, sagte man allgemein, daß er einen Unsinn gemacht habe, denn es sei kein Zweifel, daß es im Schloß spuke. Lord Canterville selbst, der ein Mann von peinlichem Ehrgefühl war, hielt es für seine Pflicht, die Tatsache Herrn Otis gegenüber zu erwähnen, als sie über die Kaufbedingungen sprachen. „Wir selbst haben im Schloß nicht mehr gewohnt,“ sagte Lord Canterville, „seitdem meine Großtante, die verwitwete Herzogin von Bolton einen furchtbaren Nervenchok erlitt, von dem sie sich nicht mehr erholte, weil zwei Totenhände sich auf ihre Schultern legten, als sie sich eben zum Diner ankleiden wollte. Und ich fühle mich verpflichtet Ihnen zu sagen, Herr Otis, daß das Gespenst tatsächlich von mehreren lebenden Mitgliedern meiner Familie gesehen worden ist, so auch vom Pfarrherrn, dem Reverend Augustus Dampier, der Fellow of King's College in Cambridge ist. Nach dem unglückseligen Zufall mit der Herzogin wollte keiner unserer jüngeren Dienstboten bei uns

bleiben und meine Frau konnte sehr oft bei Nacht kaum schlafen wegen der geheimnisvollen Laute, die aus dem Korridor und der Bibliothek herüberkamen."

„Mein Herr" antwortete der Minister, „ich nehme die Einrichtung und den Geist zum Schätzwert. Ich komme aus einem modernen Lande, wo man alles haben kann, was um Geld zu kaufen ist. Und da unsere jungen Leute sehr flink und hurtig sind und eure besten Schauspieler und Primadonnen entführen, so nehme ich an, daß, wenn es wirklich so etwas wie ein Gespenst in Europa geben würde, wir es in sehr kurzer Zeit bei uns zu Hause entweder in einem Museum oder in einer Schaubude an der Straße hätten."

„Ich fürchte, daß das Gespenst existiert", sagte Lord Canterville lächelnd. „Wenn es auch den Lockkünsten Ihrer unternehmenden Impresarios entgangen ist, ist es seit drei Jahrhunderten wohlbekannt, seit dem Jahre 1584 nämlich, und es erscheint immer, wenn irgendein Mitglied der Familie sterben soll."

„Das pflegt der Hausarzt sonst zu tun, Lord Canterville, aber es gibt keine Gespenster und ich glaube nicht, daß zugunsten der englischen Aristokratie die Naturgesetze aufgehoben sind."

„Sie denken offenbar sehr vernünftig in Amerika," antwortete Lord Canterville, der die letzte Bemerkung des Herrn Otis nicht ganz

verstanden hatte, „und wenn ein Gespenst im Hause Sie weiter nicht kümmert, ist ja alles in Ordnung. Nur bitte ich Sie nicht zu vergessen, daß ich Sie gewarnt habe."

Eine Woche später war der Kauf perfekt und am Ende der Saison bezog der Minister mit seiner Familie das Schloß Canterville. Frau Otis, die als ein Fräulein Lukretia R. Tappan (West 53. Straße) eine berühmte New-Yorker Schönheit gewesen, war nun eine sehr hübsche Frau in den besten Jahren, mit klugen Augen und einem stolzen Profil. Viele amerikanische Damen nehmen, wenn sie ihr Heimatland verlassen, den Schein des chronischen Übelbefindens an und tun so, als sei dies eine Art europäischer verfeinerter Kultur. Aber Madame Otis war nie in diesen Irrtum verfallen. Sie hatte eine außerordentliche Gesundheit und eine wirklich wundervolle Anzahl robuster Eigenschaften. In vieler Hinsicht war sie ganz und gar englisch und sie bot ein ausgezeichnetes Beispiel für die Tatsache, daß wir wirklich heute mit Amerika alles gemeinsam haben, natürlich mit Ausnahme der Sprache. Ihr ältester Sohn, den die Eltern in einem Augenblicke des Patriotismus Washington getauft hatten, was er nie aufgehört hatte zu bedauern, war ein blondhaariger, nett aussehender junger Mann, der sich für den amerikanischen diplomatischen Dienst vor-

bereitete, indem er in drei aufeinanderfolgenden Saisons den Kotillon in New-Port-Kasino arrangierte und der selbst in London als ausgezeichneter Tänzer bekannt war. Gardenien und die Pairswürde waren seine einzige Schwäche. Sonst war er außerordentlich empfindsam. Missis Virginia E. Otis war ein kleines Mädchen von fünfzehn Jahren, biegsam und reizend wie ein Reh und mit einer entzückenden Freiheit in den großen blauen Augen. Sie war eine wundervolle Amazone und war einmal mit dem alten Lord Bilton auf ihrem Pony wettgelaufen, zweimal um den Park; und sie hatte das Rennen mit anderthalb Längen gewonnen, gerade gegenüber der Achillesstatue, zum großen Entzücken des jungen Herzogs von Cheshire, der auf der Stelle um sie anhielt und in derselben Nacht, in Tränen gebadet, von seinem Hofmeister nach Eton zurückgeschickt wurde. Nach Virginia kamen die Zwillinge, die man gewöhnlich „das Sternenbanner“ nannte, weil sie immer geschwenkt, das heißt gebeutelt wurden. Es waren entzückende Jungens und, mit Ausnahme des ehrwürdigen Ministers, die einzig wahren Republikaner in der Familie.

Da das Schloß Canterville sieben Meilen von Ascot liegt, der nächsten Eisenbahnstation, hatte Herr Otis um den Wagen telegraphiert und sie fuhren in bester Laune ab.

Es war ein entzückender Juliabend und die Luft war voll von dem Geruch der Fichtenwälder. Und dann und wann hörte man eine Holztaube, die sich an ihrer eigenen Stimme ergötzte, oder man sah tief im rauschenden Farren die glänzende Brust eines Fasans; kleine Eichhörnchen guckten von den Buchen herunter und die Kaninchen rannten durch das Unterholz davon, über die moosigen Wurzeln, die weißen Schweifchen in der Luft. Als der Wagen in der Schloßallee einfuhr, bedeckte sich der Himmel plötzlich mit Wolken, eine merkwürdige Stille lag mit einem Male in der Luft. Ein großer Flug von Krähen ging schweigend über die Häupter der Familie hinweg und ehe sie das Haus erreichten, fielen einige schwere Regentropfen.

Auf den Stufen stand eine alte Frau, um die Herrschaften zu empfangen, sauber in schwarze Seide gekleidet mit einem weißen Häubchen und einer Schürze. Das war Frl. Umney, die Haushälterin, die Frau Otis auf Lady Cantervilles Bitten in ihrer früheren Stellung belassen hatte. Sie machte den Herrschaften, als sie ankamen, einen tiefen Bückling, und sagte in netter, altmodischer Art: „Ich biete Ihnen auf Canterville den Willkomm.“ Sie folgten ihr und gingen durch die schöne Tudorhalle in die Bibliothek; ein langes niederes Zimmer mit schwarzem Eichenholz getäfelt,

an dessen Ende ein großes Fenster aus buntem Glas sich befand. Hier war der Tee für sie gedeckt und nachdem sie ihre Umhüllen abgelegt hatten, setzten sie sich nieder und begannen sich umzuschauen, indes Frl. Umney sie bediente.

Plötzlich erblickte Frau Otis einen tiefroten Fleck auf dem Fußboden, gerade vor dem Kamin, und ohne daran zu denken, was der Fleck bedeute, sagte sie zu Frl. Umney: „Ich glaube fast, hier ist etwas ausgegossen worden."

„Ja, Madame," antwortete die alte Haushälterin mit leiser Stimme, „Blut ist hier vergossen worden."

„Wie schrecklich," rief Frau Otis, „ich mag aber keinen Blutfleck in meinem Salon. Der Fleck muß gleich entfernt werden!"

Die alte Frau lächelte und antwortete mit derselben geheimnisvollen Stimme: „Es ist das Blut von Lady Eleonore Canterville, die auf diesem Flecke hier von ihrem eigenen Gatten, Sir Simon de Canterville, im Jahre 1575 ermordet wurde. Sir Simon überlebte sie noch um neun Jahre und verschied dann plötzlich unter sehr merkwürdigen Umständen. Sein Körper wurde nie gefunden, aber sein schuldiger Geist spukt noch im Schlosse. Der Blutfleck ist von Touristen und anderen Leuten viel bewundert worden und kann nicht entfernt werden."

„Das ist alles Unsinn," rief Washington

Otis, „Pinkertons patentiertes Steinputzmittel und Paragons Fleckentferner werden damit sofort fertig werden.“ Und ehe die entsetzte Haushälterin es verhindern konnte, lag er schon auf den Knien und rieb den Boden mit einem kleinen Stift, der aussah wie eine schwarze Seife. Einen Augenblick später war keine Spur dieses Blutfleckens mehr zu sehen.

„Ich wußte ja, Pinkerton würde seine Schuldigkeit tun“! rief er triumphierend und sah sich im Kreise der bewundernden Familie um, aber kaum hatte er diese Worte gesagt, als ein furchtbarer Blitz das dunkle Zimmer erleuchtete und ein schrecklicher Donnerkrach alle zu Boden warf. Fräulein Umney fiel in Ohnmacht. „Welch ein schreckliches Klima“! sagte der amerikanische Minister ruhig und zündete eine lange Zigarre an. „Ich fürchte fast, die alte Welt ist so übervölkert, daß es hier nicht genug anständiges Wetter für einen jeden gibt. Ich war immer der Meinung, daß Auswanderung für England unbedingt notwendig sei.“

„Mein teurer Hiram,“ sagte Frau Otis, „was kann man mit einem Frauenzimmer anfangen, das in Ohnmacht fällt?“

„Sie muß dafür aufkommen, wie für gebrochenes Glas“, sagte der Minister. „Du wirst sehen, sie wird nicht mehr in Ohnmacht fallen.“ Einige Augenblicke später kam Fräulein Um-

ney wieder zu sich. Aber sie war zweifellos außerordentlich aufgeregt und sie warnte Herrn Otis vor einem Übel, das über das Haus kommen müsse.

„Ich habe mit meinen Augen Dinge gesehen, die die Haare eines jeden Christenmenschen sträuben machen und viele, viele Nächte hindurch habe ich kein Auge geschlossen wegen der schrecklichen Dinge, die sich hier abspielen." Aber Herr Otis und seine Gattin versicherten der ehrlichen Seele, daß sie sich vor Geistern gar nicht fürchteten, und nachdem die Haushälterin den Segen der Vorsehung auf ihre neue Herrschaft herabgefleht und wegen Erhöhung ihres Gehaltes einiges gesprochen hatte, trabte sie auf ihr Zimmer.

II.

Der Sturm wütete furchtbar die ganze Nacht hindurch, aber es ereignete sich nichts Besonderes. Als die Herrschaften aber am nächsten Morgen zum Frühstück herabkamen, fanden sie den schrecklichen Blutflecken wieder auf dem Boden. „Paragons Fleckentferner kann unmöglich die Schuld sein," sagte Washington, „denn ich habe ihn wiederholt erprobt. Da muß das Gespenst dahinter stecken." Er rieb also den Fleck ein zweitesmal fort, aber am nächsten Morgen war er wieder da. So auch am dritten Morgen,

obzwar Herr Otis selbst die Bücherei am Abend versperrt und den Schlüssel mitgenommen hatte. Die ganze Familie war voll Interesse. Herr Otis begann anzunehmen, daß er im Ableugnen des Gespenstes denn doch viel zu schroff gewesen sei. Frau Otis sprach die Absicht aus, sich der psychischen Gesellschaft anzuschließen, und Washington bereitete einen langen Brief vor an die Herren Myers und Podmore über den Bestand blutiger Flecke, wenn sie mit einem Verbrechen zusammenhängen. In derselben Nacht wurden alle Zweifel bezüglich der objektiven Existenz von Phantomen endgültig behoben.

Der Tag war warm und sonnig gewesen und in der Abendkühle fuhr die ganze Familie aus. Sie kamen nicht vor neun Uhr nach Hause und nahmen ein leichtes Nachtmahl ein. Das Gespräch berührte Gespenster in keinerlei Weise, so daß nicht einmal die primären Bedingungen empfänglicher Erwartung gegeben waren, die sehr oft dem Erscheinen psychischer Phänomene vorangehen. Die Gesprächsstoffe, wie ich seitdem von Herrn Otis selbst gehört habe, waren durchgängig die gleichen, welche die gewöhnliche Konversation der gebildeten Amerikaner der besseren Klasse beherrschen, so zum Beispiel die riesige Überlegenheit von Miß Davenport Sarah Bernhard gegenüber als Schauspielerin; die Schwierigkeit, selbst in den

besten englischen Häusern Buchweizenkuchen und Maisbrei zu erhalten; die Bedeutung von Boston in der Entwicklung der Weltseele; die Vorzüge der Gepäckscheine beim Reisen; und die Feinheit des New-Yorker Akzents im Vergleich mit dem Londoner Schleppen der Worte. Übernatürliches wurde mit keiner Silbe erwähnt und niemand fiel es ein, auf Sir Simon de Canterville in irgendeiner Weise anzuspielen. Um elf Uhr zog sich die Familie zurück, um halb zwölf waren alle Lichter ausgelöscht. Einige Zeit später wurde Herr Otis durch ein merkwürdiges Geräusch im Korridor vor seiner Türe geweckt. Es klang wie ein Geklirr von Metall und schien mit jedem Augenblick näher zu kommen. Er stand sofort auf, zündete ein Streichhölzchen an und schaute auf die Uhr. Es war gerade ein Uhr. Er war ganz ruhig und fühlte seinen Puls, der durchaus nicht fieberisch war. Das merkwürdige Geräusch dauerte fort und gleichzeitig hörte er deutlich den Schall von Tritten. Er schlüpfte in seine Pantoffel, zog eine lange, schmale Phiole aus seiner Toilette und öffnete die Türe. Sich gerade gegenüber sah er im blassen Mondlicht einen alten Mann von schrecklichem Aussehen. Seine Augen waren wie rotglühende Kohlen, langes graues Haar fiel über seine Schultern in geflochtenen Strähnen, seine Kleider von uraltem Schnitt waren schmutzig und zerrissen

und von seinen Hand- und Fußgelenken hingen schwere und rostige Fesseln.

„Mein werter Herr," sagte Herr Otis, „ich muß Sie dringend bitten, Ihre Ketten zu schmieren und habe zu diesem Zwecke eine kleine Flasche von Tammanys Aurora-Crême mitgebracht. Man behauptet, daß es bei einmaliger Anwendung sofort wirke und es gibt diesbezüglich eine ganze Reihe von Attesten von unseren heimischen Koryphäen. Ich lege Ihnen die Phiole hier zu den Kerzen auf den Nachttisch und werde Ihnen mit Vergnügen mehr davon liefern, wenn Sie es benötigen." Mit diesen Worten legte der Minister der Vereinigten Staaten das Fläschchen auf den Marmortisch, schloß die Türe und ging zur Ruhe.

Einen Augenblick stand das Gespenst von Canterville bewegungslos da, in selbstverständlicher Entrüstung. Dann warf es die Flasche heftig auf den glatten Boden, flog den Korridor hinunter, stieß dumpfe Seufzer aus und verbreitete ein geisterhaftes, glühendes Licht. Und gerade als es die große Eichentreppe erreichte, flog eine Türe auf, zwei kleine weißgekleidete Wesen erschienen und ein großer Bettpolster flog schwirrend knapp an seinem Kopfe vorüber. Es gab offenbar keine Zeit zu verlieren und so nahm es rasch seine Zuflucht zur vierten Dimension im Raume und ver-

schwand durchs Getäfel und das Haus wurde wieder vollkommen ruhig.

Nachdem es ein kleines verborgenes Zimmer im linken Flügel erreicht hatte, lehnte es sich gegen einen Mondstrahl, um wieder zu Atem zu kommen und dann begann es seine Lage zu überdenken. Niemals in einer glänzenden und ununterbrochenen Laufbahn von dreihundert Jahren war es so tief beleidigt worden. Es dachte an die Herzogin-Witwe, die es so furchtbar erschreckt hatte, als sie in Spitzen und Diamanten vor dem Spiegel stand, es dachte an die vier Kammermädchen, die hysterisch geworden waren, wenn es sie bloß durch die Vorhänge des Gastzimmers angrinste, es dachte an den Pfarrherrn, dessen Kerze es einmal ausgeblasen, als er in einer Nacht spät aus der Bücherei kam und der seitdem in der Behandlung Sir William Gulls steht, ein hilfloses Opfer nervöser Störungen; es dachte an die alte Madame de Tremouillac, die, als sie eines Morgens aufwachte und sah, wie ein Skelett im Lehnstuhl saß und ihr Tagebuch las, durch einen Anfall von Gehirnentzündung sechs Wochen ans Bett gefesselt war, bei ihrer Genesung sich mit der Kirche aussöhnte und jede Verbindung mit dem notorisch skeptischen Herrn Voltaire abbrach. Es erinnerte sich an jene furchtbare Nacht, als der böse Lord Canterville gefunden ward, in seinem Ankleidezimmer nach

Atem ringend und der Carobub steckte in seinem Halse. Er beichtete jetzt, bevor er starb, daß er Charles James Fox mit eben dieser Karte um fünfzigtausend Pfund im Spiele betrogen habe und er schwur, daß der Geist ihn jetzt gezwungen habe, sie zu verschlucken. Alle seine Großtaten fielen ihm jetzt ein, angefangen vom Kammerdiener, der sich in der Speisekammer erschoß, weil er sah, wie eine grüne Hand ans Fenster klopfte, bis zur schönen Lady Stutfield, die immer ein schwarzes Samtband um den Hals tragen mußte, um die Spur von fünf Fingern, die dort in ihre weiße Haut gebrannt waren, zu verbergen und die sich schließlich im Karpfenteich am Ende von King's Walk ertränkte. Mit der enthusiastischen Selbstliebe des wahren Künstlers ging es alle seine berühmten Leistungen durch, und lächelte bitter, als es sich seiner letzten Erscheinung als „Roter Reuben oder der erwürgte Säugling“, seines Debüt als „Guant Gideon, der Blutsauger von Bexley Moor“ erinnerte und als es an das Furore dachte, das es eines wundervollen Juniabends erregte, bloß weil es mit seinen eigenen Knochen auf einem Lawn-Tennisgrund Kegel spielte. Und nun nach alledem kamen diese verfluchten Amerikaner und boten ihm Aurora Crême an und warfen ihm Bettpolster an den Kopf. Es war ganz unerträglich. Überdies war noch nie-

mals ein Gespenst so behandelt worden. So beschloß es sich zu rächen und blieb bis zum Morgengrauen in der Pose tiefen Nachdenkens.

III.

Am nächsten Morgen, als sich die Familie Otis beim Frühstück traf, besprachen sie die Erscheinung des Geistes mit einiger Ausführlichkeit. Der Minister der Vereinigten Staaten war natürlich ein bißchen geärgert, als er sah, daß man sein Geschenk nicht angenommen hatte. „Ich wünsche nicht“, sagte er, „das Gespenst irgendwie zu beleidigen und ich muß sagen, daß ich in Anbetracht der langen Zeit, die es jetzt schon im Hause verbringt, es nicht sehr höflich finde, ihm Pölster an den Kopf zu werfen“ — eine sehr richtige Bemerkung, welche aber, zu meinem Leidwesen muß ich dies gestehen, die Zwillinge zu einem heftigen Lachen reizte — „andererseits“ fuhr er fort, „werden wir gezwungen sein, wenn es wirklich Aurora-Crême nicht benützen will, ihm seine Ketten wegzunehmen. Es wäre ganz unmöglich zu schlafen, wenn vor dem Schlafzimmer so ein Spektakel herrscht.“

Den Rest der Woche übrigens blieben sie ungestört und die einzige Sache, die ihre Aufmerksamkeit erregte, war die stete Wiederkehr

des Blutfleckens auf dem Fußboden der Bücherei. Das war gewiß sehr sonderbar, da Herr Otis jede Nacht die Tür verschloß und die Fenster sorgfältig verriegelte. Auch die chamäleonartige Farbe des Flecks erregte vielerlei Kommentare; an manchem Morgen war er von einem tiefen, fast indischen Rot, dann wieder karminrot, dann von einem satten Purpur und als sie eines Tages herunter kamen, um dem schlichten Ritus der freien amerikanischen reformierten Kirche gemäß zu beten, fanden sie den Fleck von einem tiefen Smaragdgrün. Dieser kaleidoskopische Wechsel unterhielt die Familie natürlich sehr und jeden Abend wurden Wetten daraufhin abgeschlossen. Die einzige, die an dem Spaß nicht teilnahm, war die kleine Virginia, die aus irgendeinem unerklärlichen Grunde bei dem Anblick des Blutfleckes immer einigermaßen aufgeregt war und beinahe zu weinen begann, als er eines Morgens smaragdgrün erschien.

Die zweite Erscheinung des Geistes geschah Sonnabend nachts. Kurz nachdem alle zu Bett gegangen waren, wurden sie plötzlich durch einen furchtbaren Krach in der Halle aufgeschreckt. Sie stürzten alle die Treppe herunter und da fanden sie, daß eine schwere alte Rüstung sich von ihrem Standplatz losgelöst hatte und auf die Steinfliesen gefallen war. In einem hochlehnigen Stuhle aber saß das Ge-

11*

spenst von Canterville und rieb seine Knie mit einem Ausdruck gräßlichen Schmerzes im Gesicht. Die Zwillinge hatten ihre Blasrohre mitgebracht und schossen sofort zwei Schrotkörner auf ihn, mit jener Zielsicherheit, die nur durch eine lange und sorgfältige Übung einem Schreiblehrer gegenüber gewonnen werden kann. Der Minister der Vereinigten Staaten aber legte den Revolver auf ihn an und forderte ihn kalifornischer Sitte gemäß auf, die Hände zu erheben. Der Geist sprang mit einem wilden Wutschrei empor und wischte wie ein Nebel durch das Dach. Im Vorübergehen löschte er Washington Otis' Kerze aus und ließ sie alle in tiefer Finsternis zurück. Als er das Stiegenhaus erreicht hatte, besann er sich und beschloß, seine berühmt gewordene dämonische Lache aufzuschlagen. Bei mancher Gelegenheit hatte sie sich ihm sehr nützlich erwiesen. Es hieß, daß sie Lord Rakers Perücke in einer Nacht grau gemacht hatte und daß drei von Lady Cantervilles französischen Gouvernanten die Flucht ergriffen hatten, ehe ihr Monat um war. Er lachte also sein schreckliches Lachen, daß das alte Gewölbe wider- und widerhallte, aber kaum hatte sich das furchtbare Echo verloren, als sich die Türe öffnete und Frau Otis in einem lichtblauen Schlafrock erschien. „Ich glaube beinahe, Ihnen ist nicht ganz wohl", sagte sie, „und so habe ich Ihnen eine Flasche von

Doktor Dobells Tinktur mitgebracht. Wenn Sie Leibschmerzen haben, so wird das sicherlich helfen.“ Der Geist blickte sie wütend an und begann sofort die Vorbereitungen zu treffen, um sich in einen großen schwarzen Hund zu verwandeln, eine Leistung, für die er mit Recht berühmt war. In diesem Hund erkannte der Hausarzt immer die ewige Dummheit von Lady Cantervilles Onkel, dem edlen Thomas Horton. Der Schall sich nähernder Tritte aber ließ ihn sein Vorhaben nicht ausführen und so begnügte er sich schwach zu phosphoreszieren. Er verschwand mit einem tiefen Kirchhofseufzer, gerade als die Zwillinge ihn erreichten.

Als er auf sein Zimmer kam, brach er völlig zusammen und wurde die Beute heftigster Gemütsbewegung. Die Pöbelhaftigkeit der Zwillinge, der krasse Materialismus von Madame Otis waren natürlich sehr peinlich. Was ihn aber am meisten ärgerte, war der Umstand, daß er nicht imstande gewesen war, die Rüstung zu tragen. Er hatte gehofft, daß selbst moderne Amerikaner beim Anblick eines Gespenstes in der Rüstung erschauern würden, wenn auch aus keinem andern fühlbaren Grunde, so doch zumindestens aus Respekt für ihren heimischen Poeten Longfellow, über dessen graziösen, anziehenden Versen er selbst manche langweilige Stunde verbracht hatte,

wenn die Cantervilles in der Stadt waren. Überdies war es seine eigene Rüstung. Er hatte sie mit großem Erfolg beim Kennilworthturnier getragen und die jungfräuliche Königin selbst hatte ihn dazu beglückwünscht. Als er sie aber jetzt angelegt hatte, war er völlig überwältigt worden vom Gewicht des schweren Brustpanzers und des Stahlhelmes und war schwer auf das Steinpflaster aufgefallen, hatte sich beide Knie abgeschunden und sich die Knöchel der rechten Hand gebrochen.

Einige Tage lang war er höchst unwohl, schlüpfte kaum aus seinem Zimmer und ging nur aus, um den Blutfleck in sauberm Zustand zu erhalten. Aber er genas, indem er sich sehr schonte und da beschloß er, einen dritten Versuch zu machen, um den Minister der Vereinigten Staaten und seine Familie zu erschrecken. Er wählte Freitag, den siebzehnten August, für sein Erscheinen und verbrachte den größten Teil des Tages mit dem Durchsehen seiner Garderobe. Endlich entschloß er sich zu einem großen Hut mit breiter Krämpe und einer roten Feder, hüllte sich vom Hals bis zu den Knöcheln in ein Totenhemd und nahm einen rostigen Dolch. Gegen Abend kam ein heftiger Regensturm und der Wind war so stark, daß alle Fenster und Türen im alten Haus schütterten und klirrten. Das war just das Wetter, das er liebte. Sein Aktionsplan war folgender:

Er wollte ruhig in Washington Otis' Zimmer gehen, zu ihm am Fuß seines Bettes in unerhörten Tönen reden und sich dann zu den Klängen einer leisen Musik dreimal mit dem Dolch in den Hals stoßen. Er trug Washington einen besondern Groll nach, weil er wußte, daß just dieser den berühmten Cantervilleschen Blutfleck mit Pinkertons Fleckentferner bearbeitete. Hatte er dann den tollköpfigen und leichtsinnigen Menschen in einen Zustand tiefsten Schreckens versetzt, so wollte er in das Zimmer gehen, das der Minister der Vereinigten Staaten mit seiner Frau bewohnte. Dort wollte er eine klebrige Hand auf Frau Otis' Stirne legen, indes er in das Ohr des zitternden Gatten die schrecklichen Geheimnisse des Beinhauses flüsterte. Was aber die kleine Virginia betraf, so war er noch nicht ganz entschlossen. Sie hatte ihn nie besonders beleidigt und war hübsch und nett. Einige tiefe Seufzer aus der Garderobe würden, dachte er, vielleicht genügen und wenn sie dabei nicht erwachte, so könnte er ja noch an den Fensterladen mit zuckenden Fingern krabbeln. Was aber die Zwillinge betrifft, so war er entschlossen, ihnen eine ordentliche Lektion zu erteilen. Vor allem wollte er sich auf ihre Brust setzen, um ihnen das schreckliche Gefühl des Alpdrückens beizubringen. Dann wollte er, da ihre Betten ganz nahe beisammen standen, sich

dazwischen stellen, in Form eines grünen eiskalten Leichnams, bis die Furcht sie lähmte und schließlich war es seine Absicht, das Leintuch abzuwerfen, um mit weißen, gebleichten Knochen und einem rollenden Auge im Zimmer umher zu huschen, etwa in der Art des „Stummen Daniel oder des Skeletts des Selbstmörders“ — einer Rolle, die er mehr als einmal mit großem Erfolg gespielt hatte, und die er ganz ebenbürtig hielt seiner berühmten Rolle in „Martin dem Wahnsinnigen oder das Geheimnis mit der Larve“.

Um halb elf Uhr hörte er, wie die Familie zu Bette ging. Eine Zeitlang beunruhigte ihn noch das wilde Gelächter der Zwillinge, die mit der leichtherzigen Fröhlichkeit der Schuljungen sich offenbar unterhielten, ehe sie zur Ruhe gingen. Aber ein Viertel nach elf war alles ruhig und als die Mitternacht schlug, ging er los. Die Eule schlug gegen die Fensterläden, der Rabe krächzte auf dem alten Taxusbaum und der Wind wanderte seufzend um das Haus wie eine verlorene Seele; aber die Familie Otis schlief unbekümmert um ihr Schicksal und hoch über Regen und Sturm erhob sich das kräftige Schnarchen des Ministers der Vereinigten Staaten. Er trat verstohlen aus der Täfelung mit einem bösen Lächeln um seinen grausam verrunzelten Mund und der Mond verbarg sein Licht in einer

Wolke, als er am Erkerfenster vorüberschlich, wo sein eigenes Wappen und das seines gemordeten Weibes in Gold und Blau gemalt war. Weiter und weiter glitt er wie ein böser Schatten und die Finsternis selbst schien ihm voll Ekel auszuweichen bei seinem Vorüberschreiten. Einmal glaubte er, daß ihn jemand rief und blieb stehen; aber es war bloß das Bellen eines Hundes in einer fernen Meierei und er ging weiter und murmelte seltsame Flüche aus dem sechzehnten Jahrhundert und dann und wann schwang er seinen rostigen Dolch in der Luft der Mitternacht. Endlich erreichte er die Ecke der Galerie, wo des armen Washington Zimmer lag. Einen Augenblick blieb er stehen. Der Wind blies seine langen grauen Locken über sein Haupt und warf das grauenhafte Leichentuch des toten Mannes in grotesk phantastische Falten. Dann schlug die Uhr ein Viertel und er fühlte, daß seine Zeit gekommen sei. Er lächelte innerlich und ging in die Ecke; aber kaum hatte er dies getan, so wankte er mit einem jammervollen Ruf des Schreckens zurück und verbarg sein bleiches Gesicht in den langen knochigen Händen. Gerade ihm gegenüber stand ein schreckliches Gespenst, bewegungslos wie ein Standbild und häßlich wie der Traum eines Irren. Sein Kopf war kahl und glänzend, sein Gesicht war rund, fett und weiß und ein häßliches Lachen

schien seine Züge zu einem ewigen Grinsen erstarrt zu haben. Aus den Augen flossen Strahlen eines scharlachroten Lichtes, der Mund glich einem tiefen Feuerbrunnen und ein gräuliches Gewand, gleich seinem eigenen verbarg in schweigendem Schnee die titanische Form. An seiner Brust war ein Plakat mit merkwürdiger altertümlicher Schrift befestigt, offenbar eine Schandrolle, die Aufzählung wilder Sünden, irgendeine Litanei des Verbrechens. In seiner rechten Hand hielt er einen Pallasch von glühendem Stahl erhoben.

Da er noch niemals ein Gespenst gesehen hatte, war er natürlich furchtbar erschrocken und nach einem zweiten hastigen Blick auf das schreckliche Phantom floh er zurück in sein Zimmer, trat immer auf sein langes, flatterndes Hemd, wie er durch den Korridor huschte, warf endlich den rostigen Dolch in des Ministers Kanonenstiefel, wo der Hausknecht ihn am nächsten Tag fand. Als er in der Einsamkeit seines eigenen Zimmers angekommen war, warf er sich auf sein kleines Feldbett und verbarg sein Gesicht im Gewand. Aber nach einiger Zeit raffte sich das alte Gespenst von Canterville zusammen und beschloß hinzugehen und mit dem andern Gespenst zu reden, sobald der Tag grauen würde. So ging es denn, als die Dämmerung die Hügel in Silber tauchte, zum Platz zurück, wo es zum ersten Male das

entsetzliche Phantom erblickt hatte. Alles in allem dachte es, daß zwei Gespenster jedenfalls besser wären als eines und daß mit Hilfe seines neuen Freundes es ganz famos mit den beiden Zwillingen fertig werden würde. Als es den Platz erreichte, bot sich ihm ein furchtbarer Anblick. Irgend etwas war offenbar dem Gespenst passiert, denn das Licht war vollständig aus seinen Augenhöhlen geschwunden, das glühende Schwert war seiner Hand entfallen und es selbst lehnte in einer gekrümmten und unbequemen Haltung an der Wand. Es stürzte vorwärts und nahm es in seine Arme. Da fiel zu seinem Entsetzen der Kopf ab und rollte auf den Boden, der Körper fiel hinten über und es hielt in seinen Händen eine weiße Barchentdecke, einen Kehrbesen, ein Küchenmesser und eine hohle Rübe lag zu seinen Füßen. Unfähig, die merkwürdige Umwandlung zu verstehen, griff es in fieberischer Hast nach dem Plakat und da las es im grauen Morgenlicht die furchtbaren Worte:

Der Geist der Otis!
Einzig echter, unverfälschter Originalspuk!
Vor Nachahmung wird gewarnt!
Gesetzlich geschützt!

Mit einemmal ging ihm ein flammendes Licht auf. Es war genarrt, gefoppt, verhöhnt worden. Aus seinen Augen blitzte der berühmte

Blick von Canterville. Es schlug die zahnlosen Kiefer zusammen, erhob die fleischlosen Hände über dem Haupt und schwur, getreu der malerischen Phraseologie der alten Schule, daß, wenn der Hahn zweimal fröhlich gekräht haben würde, Ströme von Blut fließen müßten und der Mord auf schweigenden Sohlen über die Schwelle treten würde.

Kaum hatte es seinen schauerlichen Eid vollendet, als vom rotgeziegelten Dach einer nahen Scheune ein Hahn rief. Es lachte ein langes tiefes und bitteres Lachen und wartete. Es wartete Stunde auf Stunde, aber der Hahn, aus irgendeinem unerklärlichen Grunde, rief kein zweitesmal. Endlich um halb acht verscheuchte es die Ankunft der Hausmädchen von seinem schrecklichen Wachposten und es stapfte zurück in sein Zimmer und dachte an seinen nutzlosen Eid und seine vereitelte Absicht. Dort zog es einige alte Bücher über Rittertum zu Rate, die es sehr gerne hatte und fand, daß, so oft dieser Eid gesprochen worden war, der Hahn stets ein zweitesmal gekräht hatte. „Fluch und Verdammnis treffe das ungezogene Tier“, murmelte es. „Ich habe den Tag gesehen, wo ich mit meinem stolzen Speer ihm die Brust durchbohrt hätte und er hätte für mich ein zweitesmal krähen müssen und sei es im Tode.“ Dann zog es sich in einen bequemen Bleisarg zurück und blieb dort bis zum Abend.

IV.

Am nächsten Tag war der Geist sehr schwach und müde. Die furchtbare Aufregung der letzten vier Wochen begann ihre Wirkung zu üben. Seine Nerven waren ganz zerrüttet und bei dem geringsten Lärm fuhr er zusammen. Fünf Tage blieb er auf seinem Zimmer und endlich entschloß er sich, den Blutfleck auf dem Boden der Bücherei aufzugeben. Wenn die Familie Otis ihn nicht brauchte, so verdiente sie ihn offenbar nicht. Das waren sicherlich Leute, die auf einer sehr tiefen materialistischen Lebensstufe standen und die ganz unfähig waren, den symbolischen Wert rührender Phänomene zu begreifen. Die Frage übersinnlicher Erscheinungen und die Entwicklung von Astralkörpern war natürlich eine ganz andere Sache und unterstand nicht seiner Kontrolle Es war seine feierliche Pflicht, einmal in der Woche im Korridor zu erscheinen und vom hohen Glasfenster herab jeden ersten und dritten Mittwoch eines jeden Monates etwas herabzumurmeln. Er sah nicht ein, wie er auf ehrenvolle Weise sich diesen Verpflichtungen entziehen könnte. Gewiß war sein Leben sehr böse gewesen, aber andererseits war er sehr gewissenhaft in allen Dingen, die mit dem Übernatürlichen zusammenhängen. An dem nächsten dritten Sonnabend also ging er pflichtgemäß zwischen Mitternacht

und drei Uhr durch den Korridor und nahm jedmögliche Vorsicht wahr, nicht gesehen und gehört zu werden. Er zog die Stiefel aus, trabte so leicht er konnte über den alten wurmstichigen Boden, trug einen großen schwarzen Samtmantel und benützte eifrig Aurora-Crême, um seine Ketten zu schmieren. Ich bin aber verpflichtet zu bekennen, daß er es nur mit großer Schwierigkeit über sich brachte, diese letzte Vorsichtsmaßregel zu benützen. Eines Nachts jedoch schlüpfte er, indes die Familie bei Tische saß, in das Schlafzimmer des Herrn Otis und trug die Flasche fort. Er fühlte sich anfangs gedemütigt, aber später sah er doch ein, daß er sich doch sehr viel zugunsten der Erfindung sagen ließe und bis zu einem gewissen Grade diente sie auch seiner Absicht. Und trotz alledem und alledem blieb er nicht unbelästigt. In einem fort waren durch den Korridor Stricke gespannt, über die er in der Dunkelheit stolperte, und einmal, als er gerade das Kostüm des „schwarzen Isaak oder der Jägersmann von Hogley Woods“ trug, kam er schwer zu Fall, weil er auf einen fettbeschmierten Streifen geriet, den die Zwillinge vom Eingang des Gobelinzimmers bis zur Eichenstiege angelegt hatten. Diese letzte Insulte machte ihn so wütend, daß er sich entschloß, noch einmal einen letzten Versuch zu wagen, um seine Würde und seine soziale Stellung zu

wahren. Und so entschloß er sich denn, die frechen Jungen in der nächsten Nacht in seiner berühmten Rolle als „Junker Rupert oder der kopflose Graf“ zu besuchen.

Seit mehr als siebzig Jahren war er nicht mehr in dieser Kleidung erschienen; nicht seitdem er die hübsche Lady Barbara Moonish dadurch so erschreckt hatte, daß sie plötzlich ihr Verlöbnis mit dem jetzigen Großvater des Lord Canterville brach und nach Gretna Green mit dem hübschen Jack Castletown lief. Sie erklärte, daß nichts in der Welt sie veranlassen könnte, in eine Familie hineinzuheiraten, die es zugäbe, daß so schauerliche Phantome in der Dämmerung auf der Terrasse spazieren gingen. Der arme Jack wurde später zu Wandsworth von Lord Canterville im Duell erschossen und Lady Barbara starb an gebrochenem Herzen in Tunbridge Wells, bevor das Jahr um war. Alles in allem also ein großer Erfolg. Es war aber eine außerordentlich schwierige „Maske“ — wenn ich einen solchen Theaterausdruck in Verbindung mit einem der größten Geheimnisse des Übernatürlichen oder, um einen wissenschaftlichen Ausdruck zu gebrauchen, des Übersinnlichen gebrauchen darf, und er brauchte drei Stunden, um seine Vorbereitungen zu treffen. Endlich war alles in Ordnung und er war mit seinem Aussehen wohl zufrieden. Die schweren ledernen Reitstiefel, die zum Kostüm

gehörten, waren freilich ein bißchen zu weit für ihn und er konnte bloß eine von den beiden Sattelpistolen finden, aber schließlich war er doch sehr zufrieden und ein Viertel nach eins schlich er aus der Wandverkleidung und kroch den Korridor hinab. Als er das Zimmer der Zwillinge erreichte, das, wie ich erwähnen will, das blaue Zimmer genannt wurde, wegen der Farbe seiner Vorhänge, fand er die Türe gerade angelehnt. Da er sich einen effektvollen Auftritt sichern wollte, öffnete er sie weit; da fiel ein schwerer Wasserkrug von oben auf ihn herab, durchnäßte ihn bis auf die Haut und verfehlte nur um wenige Zoll seine linke Schulter. Im selben Augenblick hörte er ein unterdrücktes Lachen aus dem Doppelbett. Der Nervenchok war so groß, daß er sofort in sein Zimmer zurücklief, so rasch er konnte, und den nächsten Tag lag er fest mit einem schweren Schnupfen. Das einzige, das ihn bei der ganzen Sache tröstete, war der Umstand, daß er seinen Kopf nicht mitgenommen hatte. Hätte er dies getan, so hätten die Folgen sehr schwere sein können.

Er gab nun alle Hoffnung auf, dieser rohen Amerikanerfamilie Schrecken einzujagen, und begnügte sich, regelmäßig in leichten Morgenschuhen durch die Gänge zu schleichen, mit einem dicken roten Tuch um den Hals, aus Furcht vor Erkältung und einer kleinen Arkebuse

in der Hand, um sich nötigenfalls gegen die Zwillinge zu verteidigen. Der letzte Schlag, den er erhielt, geschah am 19. September. Er war die Treppe hinuntergegangen bis zur großen Eingangshalle, in der sichern Annahme, daß er dort jedenfalls unbelästigt bleiben würde. Er unterhielt sich damit, satirische Bemerkungen über die großen Photographien des Ministers und seiner Gattin zu machen, die nun an Stelle der großen Familienbilder der Cantervilles prangten. Er war einfach, aber sauber in ein langes Leichentuch gekleidet, leicht befleckt mit Kirchhofmoder, hatte seine Kinnbacken mit einem Streifen gelben Linnens hinaufgebunden und trug eine kleine Laterne und eine Totengräberschaufel. Er trug das Kostüm „Jonas des Gruftlosen oder des Leichenschänders von Chertsey Barn“, eine seiner glänzendsten Darbietungen, an die zu denken die Cantervilles alle Ursache hatten, denn sie war der wirkliche Grund ihres Streites mit dem benachbarten Lord Ruffard. Es war etwa ein Viertel nach zwei des Morgens und so weit er sich vergewissern konnte, rührte sich nichts. Als er nun gegen die Bibliothek zuging — er wollte noch sehen, ob vom Blutfleck nicht irgendeine Spur geblieben war — sprangen plötzlich aus einem dunklen Winkel zwei Gestalten, die wild die Arme über den Kopf schlugen und ihm „Buh“ ins Ohr schrien.

Von einer unter diesen Umständen nur ganz natürlichen Panik gepackt, stürzte er auf die Stiege zu, aber dort erwartete ihn Washington Otis mit der großen Gartenspritze und so von jeder Seite von Feinden umstellt und in die Ecke getrieben, verschwand er im eisernen Ofen, der zu seinem Glück nicht geheizt war, und mußte seinen Heimweg durch lauter Kamine und Schornsteine antreten, so daß er in seinem Zimmer in einem furchtbaren Zustand des Schmutzes, der Unordnung und der Verzweiflung ankam.

Nun wurde er auf nächtlichen Streifzügen nicht mehr gesehen. Die Zwillinge lauerten ihm noch bei verschiedenen Gelegenheiten auf, und bestreuten jede Nacht die Gänge mit Nußschalen, zum großen Ärger der Eltern und Dienstboten, aber es half nichts. Es war ganz klar, daß seine Gefühle zu sehr verletzt waren, um ihm noch ein Erscheinen zu gestatten. Herr Otis vollendete also seine große Arbeit über die Geschichte der demokratischen Partei, an der er schon seit vielen Jahren arbeitete, Frau Otis arrangierte eine wundervolle Tombola zur Verblüffung der ganzen Gegend. Die Buben spielten Poker, Lacrosse und andere amerikanische Nationalspiele und Virginia ritt auf ihrem Pony durch das ganze Land, begleitet vom jungen Herzog von Cheshire, der gekommen war, um die letzten Tage seiner

Ferien auf Canterville zu verbringen. Man nahm allgemein an, daß der Geist fortgegangen sei und tatsächlich schrieb Herr Otis über diesen Punkt einen Brief an Lord Canterville, der in seiner Antwort seine große Freude über diese Neuigkeit aussprach und der würdigen Gattin des Ministers seine besten Wünsche übermittelte.

Die Familie Otis aber irrte, denn das Gespenst war noch immer im Hause und wenn man es auch fast einen Invaliden nennen konnte, so war es doch kaum gesonnen, die Dinge auf sich beruhen zu lassen, um so weniger seitdem es gehört hatte, daß sich unter den Gästen der junge Herzog von Cheshire befand, dessen Großonkel Lord Francis Stilton einst hundert Guineen gegen den Kolonel Carbury gehalten hatte, daß er mit dem Geist von Canterville Würfel spielen wolle. Man fand ihn am nächsten Morgen auf dem Boden des Spielzimmers in einem so hilflosen paralytischen Zustande, daß er, obzwar er ein hohes Alter erreichte, sein Leben lang nichts anderes mehr zu sagen vermochte, als double six. Die Geschichte war seinerzeit weit bekannt geworden, aber aus Respekt für die Gefühle der beiden edlen Familien wurde allseits versucht sie zu vertuschen. Aber ein genauer Bericht aller Umstände findet sich im dritten Band von Lord Tailles Erinnerungen an den Prinz-

12*

regenten und seine Freunde. Der Geist also war sehr beflissen zu zeigen, daß er seinen Einfluß über die Stiltons noch nicht verloren habe, mit denen er eigentlich entfernt verwandt war. Denn seine eigene Cousine war in zweiter Ehe mit dem Sieur de Bulkeley verheiratet gewesen, von dem wie männiglich bekannt die Herzoge von Cheshire in gerader Linie abstammen. Demzufolge bereitete er sich denn vor, Virginias kleinem Anbeter in seiner berühmten Rolle als der „Vampirmönch oder der blutlose Benediktiner“ zu erscheinen, eine Rolle, die so schrecklich war, daß, als ihn die alte Lady Startup darin sah (dies geschah in der furchtbaren Neujahrsnacht des Jahres 1764), sie in ein mark- und beindurchschütterndes Geschrei ausbrach, das mit einem heftigen Schlagfluß endigte. Sie starb drei Tage später, nachdem sie die Cantervilles enterbt hatte, die doch ihre nächsten Anverwandten waren, und hinterließ all ihr Geld ihrem Londoner Apotheker. Aber im letzten Augenblick verhinderte ihn die Furcht vor den Zwillingen daran, sein Zimmer zu verlassen und der kleine Herzog schlief in Frieden unter dem großen, reich geschmückten Baldachin im königlichen Schlafzimmer und träumte von Virginia.

V.

Einige Tage später ritten Virginia und ihr Kavalier über die Brockley-Wiesen. Sie zerriß aber dort ihr Reitkleid beim Springen über eine Hecke so stark, daß sie sich bei ihrer Heimkehr entschloß über die Hinterstiege hineinzugehen, um nicht gesehen zu werden. Als sie in dem Gobelinzimmer vorüberlief, dessen Türe zufällig offenstand, glaubte sie darin irgend jemand zu sehen, und in der Annahme, daß es das Kammermädchen ihrer Mutter sei, das manchmal seine Näharbeit dort verrichtete, schaute sie hinein, um es zu bitten, ihr Kleid auszubessern. Aber zu ihrer großen Überraschung war es der Geist von Canterville selbst. Er saß beim Fenster und sah, wie das verblassende Gold der vergilbten Bäume langsam zur Erde sank und die roten Blätter toll durch die Allee hinuntertanzten. Sein Haupt lehnte auf seiner Hand und die ganze Stellung sprach von tiefster Niedergeschlagenheit. So verloren und hinfällig sah er aus, daß die kleine Virginia, deren erster Gedanke war, fortzulaufen und sich in ihr Zimmer zu versperren, von Mitleid erfüllt war und sich dachte, ob sie ihn nicht vielleicht trösten könne. So leise trat sie auf und so tief war seine Schwermut, daß er ihre Anwesenheit nicht merkte, bis sie ihn ansprach.

„Sie tun mir sehr leid," sagte sie, „aber meine Brüder gehen morgen nach Eton zurück und wenn Sie sich dann gut aufführen werden, so wird Sie niemand mehr belästigen."

„Es ist blödsinnig, von mir zu verlangen, daß ich mich gut aufführen soll", antwortete er und blickte voller Erstaunen auf das hübsche kleine Mädchen, das ihn anzusprechen gewagt hatte. „Es ist ganz und gar blödsinnig. Ich muß mit meinen Ketten klirren und durch Schlüssellöcher heulen und bei Nacht spazieren gehen und das ist's ja, was Sie meinen, aber es ist mein einziger Lebenszweck."

„Das ist durchaus kein Lebenszweck, und Sie wissen sehr gut, daß Sie unartig gewesen sind. Umney sagte uns gerade am Tage, als wir ankamen, daß Sie Ihr Weib ermordet haben."

„Das räume ich ein," sagte der Geist trotzig, „aber es ist eine reine Familiensache und geht niemand etwas an."

„Es ist aber sehr unrecht, jemand zu ermorden", sagte Virginia, die zuweilen einen süßen puritanischen Ernst hatte, der ihr von irgendeinem neuenglischen Ahnen überkommen war.

„O, ich hasse die billige Härte abstrakter Ethik. Mein Weib war sehr hausbacken, stärkte nie ordentlich meine Halskrause und verstand nichts von der Küche. Da hatte ich nun einmal

in Hogly Wood einen Bock geschossen, einen prächtigen Spießer, und wissen Sie, wie der zu Tische kam? Na, reden wir jetzt nicht mehr davon, denn alles ist ja vorüber. Aber ich glaube nicht, daß es sehr nett von ihren Brüdern war, mich zu Tode zu hungern, wenn ich sie auch getötet habe."

„Zu Tode hungern? O, Herr Geist, ich will sagen, Sieur Simon, haben Sie Hunger? Ich habe ein Sandwich in meiner Schublade, möchten Sie es haben?"

„Nein, ich danke, ich esse jetzt niemals, aber es ist doch sehr hübsch von Ihnen und Sie sind viel netter, als Ihre übrige, schrecklich rohe, pöbelhafte, unanständige Familie."

„Halt!" schrie Virginia und stampfte mit dem Fuße. „Sie sind roh und schrecklich und pöbelhaft und was die Unanständigkeit betrifft, so wissen Sie sehr gut, daß Sie die Farben aus meiner Malschachtel gestohlen haben, um den lächerlichen Blutfleck in der Bibliothek aufzufrischen. Erst nahmen Sie das ganze Rot, Karmin inbegriffen, und ich konnte keinen Sonnenuntergang malen, dann nahmen Sie Smaragdgrün und Chromgelb und endlich ließen Sie mir nichts mehr als Indigo und Chinesisch-Weiß und ich konnte nur mehr Mondszenen malen, die immer so traurig anzuschauen waren und gar nicht leicht zu malen sind. Ich sagte nie etwas, obzwar ich mich sehr ärgerte und dann war

die ganze Sache höchst ärgerlich, denn wer hat je von smaragdgrünen Blutflecken gehört?"

„Na ja," sagte der Geist fast schüchtern, „aber was sollte ich machen? Es ist heutzutage sehr schwer, sich wirkliches Blut zu verschaffen. Und da Ihr Bruder mit Paragons Fleckentferner angerückt kam, sah ich keinen Grund, warum ich Ihren Malkasten nicht hätte benützen sollen. Was nun die Farbe betrifft, so ist das immer eine Geschmacksache. Die Canterville z. B. haben blaues Blut, das blaueste Blut in England. Aber ich weiß, ihr Amerikaner legt auf solche Dinge keinen Wert."

„Das verstehen Sie nicht und überhaupt: das Beste, was Sie tun können, ist auszuwandern und Ihre Kenntnisse zu erweitern. Papa wird sehr froh sein, Ihnen einen Paß ausstellen zu können und obzwar alles Geistige einen hohen Zoll hat, werden Sie beim Zollamt keine Schwierigkeiten haben, denn die Beamten sind dort lauter Demokraten. Und sind Sie einmal in New-York, so haben Sie Ihren großen Erfolg in der Tasche. Ich kenne eine Unzahl Leute, die gerne hunderttausend Dollars hergeben würden, wenn sie einen Großvater haben könnten. Und für ein Hausgespenst wäre ihnen gar keine Summe zu hoch."

„Ich glaube nicht, daß mir Amerika gefiele."

„Wahrscheinlich, weil wir keine Ruinen und

alte Scheußlichkeiten haben", sagte Virginia spöttisch.

„Keine Ruinen! Keine Scheußlichkeiten!" antwortete der Geist. „Sie haben doch Ihre Marine und Ihre Manieren!"

„Guten Abend! Gleich gehe ich zu Papa und bitte ihn, den Zwillingen eine Woche Extra-Urlaub auszuwirken."

„O bitte, gehen Sie nicht, Fräulein Virginia," rief er aus, „ich bin so einsam und verlassen und ich weiß wirklich nicht, was ich anfangen soll. Ich möchte so gerne schlafen und ich kann nicht."

„Das ist Unsinn. Sie brauchen bloß zu Bette zu gehen und das Licht auszulöschen. Es ist manchmal sehr schwierig, wach zu bleiben, besonders in der Kirche, aber es ist gar nicht schwer einzuschlafen. Sogar Wickelkinder treffen das und die sind noch nicht sehr welterfahren."

„Ich habe seit dreihundert Jahren nicht geschlafen", sagte er traurig und Virginias schöne blaue Augen öffneten sich weit vor Verwunderung. „Dreihundert Jahre lang habe ich nicht geschlafen und ich bin so müde!"

Virginia wurde ganz ernst und ihre feinen Lippen zitterten wie Rosenblätter. Sie näherte sich ihm, kniete an seiner Seite nieder und blickte in sein altes verwittertes Gesicht.

„Armer, armer Geist," murmelte sie, „haben

Sie kein Plätzchen, wo Sie schlafen könnten?“

„Weit von hier, jenseits des Tannenwaldes,“ antwortete er mit leiser, träumerischer Stimme, „liegt ein kleiner Garten. Dort wächst hohes und dichtes Gras und darin blühen große, weiße Sterne und die Nachtigall singt die ganze Nacht. Sie singt die ganze Nacht und der kalte, kristallne Mond schaut herab und der Taxusbaum breitet seine mächtigen Arme über den Schlafenden.“

Virginias Augen trübten sich mit Tränen und sie barg ihr Gesicht in den Händen.

„Sie meinen den Garten des Todes“, flüsterte sie.

„Ja, ich meine den Tod! Der Tod muß so schön sein! So schön, zu liegen in weicher brauner Erde und das Gras wallt über einem und man horcht auf die Stille. Und es gibt kein gestern und es gibt kein morgen. Man vergißt die Zeit, vergißt das Leben und hat Frieden. Sie können mir helfen. Sie können mir das Tor im Haus des Todes öffnen, denn Liebe begleitet Sie auf allen Ihren Wegen und Liebe ist stärker als der Tod.“ —

Virginia zitterte und ein kalter Schauer rann über ihren Rücken und einige Augenblicke lang herrschte Schweigen. Es war ihr, als träume sie einen schrecklichen Traum.

Dann sprach das Gespenst wieder und

seine Stimme klang wie das Seufzen des Windes:

„Haben Sie schon einmal die Prophezeiung auf dem Fenster in der Bücherei gelesen?"

„O ja, sehr oft!" rief das kleine Mädchen und sah auf. „Ich kenne sie sehr gut. Sie ist in seltsamen, schwarzen Buchstaben geschrieben und ist sehr schwer zu lesen. Es sind bloß sechs Zeilen:

Wenn die Maid im goldnen Haar
Betet den Sünder der Sünde bar,
Wenn der Baum, erstarrt und tot,
Blüte trägt in Weiß und Rot,
Wird es hier im Hause still,
Friede über Canterville!

Aber ich weiß nicht, was das bedeutet."

„Das bedeutet," sagte er traurig, „daß Sie um meiner Sünden willen mit mir weinen müssen, denn ich habe keine Tränen, und daß Sie mit mir um mein Seelenheil beten müssen, denn ich habe keinen Glauben. Und dann, wenn Sie immer süß und gut und lieb gewesen sind, wird der Engel des Todes sich meiner erbarmen. Sie werden schreckliche Gestalten in der Dunkelheit sehen und schauerliche Stimmen werden Ihnen ins Ohr flüstern, aber es wird Ihnen nichts geschehen, denn gegen die Reinheit eines kleinen Kindes können die Mächte der Hölle nicht an."

Virginia antwortete nicht und der Geist

rang die Hände in wilder Verzweiflung, indes er auf ihr gebeugtes, goldenes Haupt niedersah. Plötzlich stand sie auf und war sehr bleich und ein seltsames Licht flammte in ihren Augen. „Ich fürchte mich nicht,“ sagte sie fest, „und ich will den Engel bitten, daß er sich Ihrer erbarme.“

Er stand mit einem schwachen Freudenruf von seinem Sitze auf, nahm ihre Hand in die seine, beugte sich mit altmodischer Grazie darüber und küßte sie. Seine Finger waren kalt wie Eis und seine Lippen brannten wie Feuer, aber Virginia wankte nicht, als er sie durch das dämmerige Zimmer führte. In die verblaßte, grüne Tapete waren kleine Jägersleute eingestickt. Sie bliesen in ihre troddelgeschmückten Hörner und winkten ihr mit ihren kleinen Händen zu, umzukehren. „Kehr um, kleine Virginia,“ riefen sie, „kehr um!“ Aber der Geist umklammerte ihre Hand noch fester und so schloß sie die Augen vor den Warnern. Schreckliche Tiere mit Eidechsenschwänzen und Glotzaugen blinzelten sie vom geschnitzten Kaminsims an und murmelten: „Hüte dich, kleine Virginia. Wir werden dich niemals wiedersehen.“ Aber der Geist glitt leise weiter und Virginia hörte nicht auf die Stimmen. Als sie das Ende des Zimmers erreicht hatten, blieb er stehen und murmelte einige Worte, die sie nicht verstehen konnte.

Sie öffnete die Augen und sah, wie die Mauer gleich einem Nebel verschwamm; und eine große, schwarze Höhle öffnete sich vor ihr. Ein bitterkalter Wind hauchte ihnen entgegen und sie fühlte, wie etwas sie an ihrem Kleide zog. „Rasch, rasch," rief der Geist, „sonst ist es zu spät." Und im nächsten Augenblicke hatte sich das Täfelwerk hinter ihnen geschlossen, das Gobelinzimmer war leer.

VI.

Zehn Minuten später läutete die Glocke zum Tee und da Virginia nicht herunterkam, schickte Frau Otis einen Diener hinauf, sie zu holen. Nach einigen Augenblicken kam er zurück und meldete, daß er Fräulein Virginia nirgends finden könne.

Da es ihre Gewohnheit war, jeden Abend in den Garten zu gehen, um Blumen für den Abendtisch zu holen, so war Frau Otis im Anfang gar nicht beängstigt. Als es aber sechs Uhr schlug und Virginia immer noch nicht kam, wurde sie doch sehr besorgt und schickte die Buben aus, Virginia zu suchen, indes sie selbst und Herr Otis jeden Raum im Hause durchforschten. Um halb 7 kamen die Buben zurück und sagten, daß sie keine Spur ihrer Schwester hätten finden können. Nun

waren alle furchtbar aufgeregt und niemand wußte, was nun zu geschehen habe. Plötzlich erinnerte sich Herr Otis, daß er vor einigen Tagen einer Zigeunerbande die Erlaubnis gegeben habe, ihr Lager im Park aufzuschlagen. Er machte sich also sofort nach Blackfell Hollow auf, wo er wußte, daß sie kampierten, und sein ältester Sohn und zwei Knechte begleiteten ihn. Der kleine Herzog von Cheshire, der ganz außer sich vor Sorge war, bat heftig, man möge ihn auch mitnehmen, aber Herr Otis wollte es ihm nicht erlauben, denn er fürchtete, es könnte eine Rauferei geben. Aber als sie an dem Orte ankamen, stellte es sich heraus, daß die Zigeuner fort waren. Ihr Aufbruch mußte plötzlich erfolgt sein, denn das Feuer brannte noch und einige Teller lagen im Grase. Herr Otis befahl Washington und den beiden Knechten, sofort den ganzen Bezirk zu durchsuchen, lief nach Hause und telegraphierte an alle Polizeiinspektoren der Gegend und bat sie, ein kleines Mädchen zu suchen, das von Wegelagerern oder Zigeunern gestohlen worden sei. Dann befahl er sein Pferd zu satteln, bestand darauf, daß seine Frau und die drei Knaben sich zum Essen setzten und ritt mit einem Reitknecht die Straße nach Ascot hinunter. Aber kaum war er ein paar Meilen geritten, so hörte er, wie jemand hinter ihm her galoppierte. Er blickte sich um und sah,

wie der kleine Herzog, hochrot im Gesicht und ohne Hut, auf seinem Pony ihm nachsetzte. „Herr Otis, Herr Otis,“ stieß der Knabe hervor, „ich kann nicht essen, so lange Virginia nicht gefunden ist. Bitte, seien Sie nicht bös. Aber wenn Sie unser Verlöbnis im vorigen Jahr erlaubt hätten, hätte es all das nicht gegeben. Nicht wahr, Sie schicken mich nicht zurück? Ich geh' nicht zurück, ich will nicht zurückgehen.“

Der Minister mußte über den hübschen jungen Heißsporn lächeln und war sehr gerührt von seiner Liebe für Virginia. So beugte er sich vom Pferd herunter, klopfte ihm freundlich auf die Schulter und sagte: „Also Cecil, wenn Sie nicht umkehren wollen, so müssen Sie wohl mit mir kommen. Aber ich muß Ihnen in Ascot einen Hut anschaffen.“

„Der Teufel hole meinen Hut, ich will Virginia haben!“ rief der kleine Herzog lachend und sie galoppierten zu der Eisenbahnstation. Dort frug Herr Otis den Stationsvorstand, ob irgendein Mädchen, auf das die Beschreibung Virginias passe, auf dem Perron gesehen worden sei. Aber er konnte nichts erfahren. Der Stationsvorstand depeschierte die ganze Linie entlang und versicherte ihm, daß genaueste Nachforschungen gepflogen werden würden; und nachdem er in einem Laden, der eben geschlossen werden sollte, für

den kleinen Herzog einen Hut gekauft hatte, ritt Herr Otis weiter nach Bexley, einem Dorf, das ungefähr vier Meilen entfernt war. Man sagte ihm, daß dort ein wohlbekanntes Zigeunernest sei, da es dort eine große Gemeindewiese gäbe. Hier trommelten sie den Landpolizisten auf, konnten aber von ihm nichts erfahren und nachdem sie über die ganze Wiese geritten waren, wandten sie ihre Pferde heimwärts und erreichten das Schloß gegen elf Uhr todmüde und ganz verzweifelt. Washington und die Zwillinge erwarteten sie beim Pförtnerhaus mit Laternen, da die Allee sehr dunkel war. Nicht die kleinste Spur von Virginia war gefunden worden. Man hatte die Zigeuner auf den Brockley-Wiesen festgehalten, aber sie war nicht bei ihnen und sie hatten ihren plötzlichen Aufbruch mit dem Umstande erklärt, daß sie sich im Datum des Jahrmarktes in Chorton geirrt hatten und nun Hals über Kopf aufgebrochen waren aus Furcht, sie könnten zu spät kommen. Sie waren ganz entsetzt, als sie von Virginias Verschwinden hörten, denn sie waren Herrn Otis sehr dankbar dafür, daß er ihnen erlaubt hatte, im Parke zu kampieren. Vier von ihnen blieben zurück, um suchen zu helfen. Der Karpfenteich war abgelassen worden, man hatte das ganze Schloß durch und durch gesucht, aber alles blieb ohne Erfolg. Es war klar,

daß Virginia mindestens für diese Nacht verloren war. Und in einem Zustand tiefster Niedergeschlagenheit gingen Otis und die Knaben zum Hause hinauf, indes der Groom mit den zwei Pferden und dem Pony folgte. In der Halle fanden sie eine Gruppe entsetzter Dienstleute und auf dem Sofa in der Bibliothek lag die arme Frau Otis ganz außer sich vor Schrecken und Angst und die Haushälterin machte ihr Umschläge mit Eau de Cologne. Herr Otis bestand sofort darauf, daß sie etwas zu sich nehme, und befahl das Nachtmahl für die ganze Gesellschaft. Es war ein melancholisches Mahl, niemand machte den Mund auf und selbst die Zwillinge waren ganz schreckgelähmt und angstzermürbt, denn sie liebten ihre Schwester sehr. Als sie vom Tisch aufstanden, schickte Otis trotz der inständigen Bitten des kleinen Herzogs alle zu Bett. In der Nacht könne man nichts mehr machen und am nächsten Morgen wolle er an die Polizeidirektion in London depeschieren, damit man ihm sofort einige Detektives herschicke. Gerade, als sie aus dem Speisezimmer heraustreten wollten, begann es vom Kirchturm Mitternacht zu dröhnen und als der letzte Schlag verhallte, hörten sie einen furchtbaren Krach und einen plötzlichen schrillen Schrei. Ein schrecklicher Donnerschlag erschütterte das ganze Haus, ein unirdischer Gesang flutete

durch die Luft, ein Paneel im Stiegenhause flog mit einem dumpfen Geräusche auf und auf dem Treppenabsatz erschien sehr bleich und weiß mit einem kleinen Schmuckkästchen in der Hand Virginia. Im selben Augenblick stürzten alle auf sie zu. Frau Otis schloß sie leidenschaftlich in die Arme, der Herzog erstickte sie beinahe mit heftigen Küssen und die Zwillinge vollführten einen wilden Kriegstanz um die Gruppe.

„Um Himmels willen, Kind, wo bist du gewesen?“ sagte Herr Otis fast böse, da er glaubte, daß sie irgend einen närrischen Streich ausgeführt hatte. „Cecil und ich sind durch das ganze Land geritten, um dich zu suchen und deine Mutter ist fast zu Tode erschrocken. Du darfst in Zukunft niemandem solche Streiche mehr spielen.“

„Ausgenommen dem Geiste, ausgenommen dem Geiste“, brüllten die Zwillinge und machten Bocksprünge.

„Mein Liebling, Gott sei Dank, daß wir dich gefunden haben, du darfst uns nie mehr verlassen,“ murmelte Frau Otis und küßte ihr zitterndes Kind und strich mit der Hand über das wirre Goldhaar.

„Papa,“ sagte Virginia ruhig, „ich war mit dem Geist. Er ist tot und du mußt kommen und Dir ihn anschauen. Er war sehr schlimm, aber sein Benehmen hat ihm schließlich sehr

leid getan und er gab mir dieses Kästchen mit wundervollen Juwelen, bevor er starb."

Die ganze Familie starrte sie mit stummer Verblüffung an, aber sie war ganz ruhig und ernst; sie drehte sich um und führte sie alle durch die Öffnung in der Vertäfelung einen engen, geheimen Korridor hinunter. Washington folgte mit einer angezündeten Kerze, die er vom Tische genommen hatte. Sie kamen endlich zu einer großen eichenen Türe, die mit rostigen Nägeln beschlagen war. Virginia berührte sie und da flog sie in ihren schweren Angeln auf. Nun waren sie in einem kleinen, niederen Zimmer mit einer gewölbten Decke und einem kleinen vergitterten Fenster. In die Wand war ein riesiger Eisenring eingelassen und daran war ein dürres Skelett angekettet, das der Länge nach auf dem Steinboden ausgestreckt lag und mit seinen langen, fleischlosen Fingern nach einem altmodischen Teller und einem Eimer zu greifen suchte, die so standen, daß er sie nicht mehr erreichen konnte. Der Krug war offenbar einst mit Wasser gefüllt gewesen, denn grüner Moder bedeckte seine Innenseite. Auf dem Teller lag nichts, als eine dünne Schichte Staub. Virginia kniete an der Seite des Skeletts nieder, faltete ihre kleinen Hände und begann leise zu beten, indes der Rest der Gesellschaft verwundert auf die furchtbare

13*

Tragödie blickte, deren Geheimnis nun enthüllt war.

„Hallo," rief plötzlich einer der Zwillinge, der aus dem Fenster gesehen hatte, um sich zu vergewissern, in welchem Flügel des Hauses das Zimmer eigentlich lag, „hallo, der alte, dürre Mandelbaum hat wieder geblüht, ich sehe seine Blüten ganz klar im Mondenlicht."

„Gott hat ihm vergeben," sagte Virginia ernst, als sie aufstand und ein wunderbarer Glanz schien ihr Gesicht zu erleuchten.

„Welch ein Engel sind Sie!" sagte der junge Herzog und legte seinen Arm um ihren Hals und küßte sie.

VII.

Vier Tage nach diesen merkwürdigen Zwischenfällen bewegte sich ein Leichenzug um elf Uhr nachts aus dem Schloß von Canterville. Der Leichenwagen wurde von acht Rappen gezogen und jeder Rappe trug auf seinem Kopfe einen großen Busch nickender Straußfedern und der Bleisarg war bedeckt mit einer reichen Purpurdecke, darein das Wappen von Canterville in Gold eingestickt war. Neben dem Leichenwagen und den Trauerkutschen gingen Diener mit brennenden Fackeln und die ganze Prozession war ungemein stimmungs-

voll. Lord Canterville war der Hauptleidtragende. Er war eigens aus Wales gekommen, um dem Leichenbegängnis beizuwohnen, und er saß im ersten Wagen mit der kleinen Virginia. Dann kam der Minister der Vereinigten Staaten mit seiner Frau, dann Washington und die drei Buben und im letzten Wagen saß Frau Umney. Da sie durch mehr denn fünfzig Jahre ihres Lebens vom Geist geschreckt worden war, so hatte sie ein Recht von ihm Abschied zu nehmen. So fühlte man allgemein. In der Ecke des Friedhofes war ein tiefes Grab gegraben worden, just unter dem alten Taxusbaum, und Rev. Augustus Dampier sprach das Gebet in der eindrucksvollsten Weise. Als die Zeremonie vorüber war, verlöschten die Diener nach alter Sitte der Familie Canterville ihre Fackeln. Und als der Sarg ins Grab hinuntergelassen werden sollte, trat Virginia vor und legte ein großes Kreuz aus weißen und roten Mandelblüten darauf. In diesem Augenblicke kam der Mond hinter einer Wolke hervor und überflutete mit seinem stillen Silberlichte den kleinen Friedhof und aus einem fernen Busche begann eine Nachtigall zu singen. Virginia dachte an die Schilderung, die der Geist vom Garten des Todes ihr gegeben, ihre Augen füllten sich mit Tränen und sie sprach während der Heimfahrt kaum ein Wort.

Am nächsten Morgen hatte Herr Otis mit Lord Canterville, bevor dieser in die Stadt zurückkehrte, ein Gespräch bezüglich der Juwelen, die der Geist dem Fräulein Virginia gegeben hatte. Sie waren ganz prachtvoll, besonders ein gewisses Rubinhalsband in altvenezianischer Fassung, ein Prachtstück aus dem 16. Jahrhundert. Der Wert der Kostbarkeiten war so groß, daß Herr Otis einige Skrupel hatte, ob er seiner Tochter erlauben dürfe sie anzunehmen.

„Mein Herr," sagte er, „ich weiß, daß in diesem Lande Güter der toten Hand sowohl Landbesitz, als auch Schmuckstücke sein können und es erscheint mir ganz klar, daß diese Juwelen in Ihrer Familie Erbstücke sind oder sein sollten. Ich muß Sie also demgemäß bitten, sie mit nach London zu nehmen und sie als einen Teil Ihres Vermögens zu betrachten, der Ihnen unter gewissen, sonderbaren Umständen zurückerstattet wurde. Was meine Tochter betrifft, so ist sie bloß ein Kind und hat, wie ich mit Freude sagen kann, wenig Interesse an solchen Zieraten eines müßigen Luxus. Meine Frau, die, wie ich ruhig sagen darf, in Kunstdingen einige Autorität besitzt, sie hatte nämlich den Vorzug, in ihrer Mädchenzeit einige Winter in Boston zu verbringen — meine Frau also hat mir mitgeteilt, daß diese Juwelen einen großen

Geldwert besitzen und, wenn man sie verkaufen wollte, einen großen Preis erreichen würden. Unter diesen Umständen, Lord Canterville, bin ich sicher, daß Sie anerkennen werden, wie unmöglich es für mich wäre zu erlauben, daß sie im Besitze eines Mitgliedes meiner Familie bleiben; all dieses eitle Flitterwerk und dieser Kram, so sehr sie vielleicht der Würde der britischen Aristokratie dienlich und nötig sind, können ganz und gar nicht am Platze sein bei Menschen, die in den strengen und, wie ich glaube, unsterblichen Prinzipien republikanischer Einfachheit erzogen sind. Ich muß aber vielleicht auch erwähnen, daß Virginia sehr daran hängt, mit Ihrer Erlaubnis das Kästchen behalten zu dürfen zur Erinnerung an Ihren unglücklichen, aber irregeleiteten Ahnherrn. Da es sehr alt und infolgedessen sehr unmodern ist, werden Sie vielleicht geneigt sein, ihre Bitte zu erfüllen. Was mich betrifft, so gestehe ich, daß ich einigermaßen überrascht bin zu sehen, wie eines meiner Kinder in irgendeiner Weise mit dem Mittelalter sympathisiert. Ich kann mir es nur durch die Tatsache erklären, daß Virginia in einem Ihrer Londoner Vororte geboren wurde, kurz nachdem meine Frau von einer Reise nach Athen zurückgekehrt war."

Lord Canterville hörte die Rede des würdigen Ministers mit großem Ernste an und

strich nur hie und da seinen grauen Schnurr-
bart, um ein unwillkürliches Lächeln zu ver-
bergen. Als Herr Otis zu Ende war, schüttelte
er ihm herzhaft die Hand und sagte: „Mein
werter Herr! Ihre entzückende kleine Tochter
hat meinem unglückseligen Ahnherrn Sir
Simon einen sehr großen Dienst geleistet und
ich und meine Familie stehen tief in ihrer
Schuld für ihren gewiß wunderbaren Mut.
Die Juwelen gehören selbstverständlich ihr.
Ja, ich glaube, daß, wenn ich herzlos genug
wäre, sie ihr wegzunehmen, der tolle, alte
Bursche in vierzehn Tagen aus seinem Grab
steigen würde, um mir mit seinen Teufeleien
das ganze Leben zu verbittern. Was aber
die Erbstücke betrifft, so ist nichts ein Erbstück,
was nicht als solches in einem Testament oder
einem anderen gesetzlichen Dokument bezeichnet
wurde und die Existenz dieser Juwelen war
ganz unbekannt. Ich versichere Ihnen, daß ich
nicht mehr Recht darauf habe als Ihr Haus-
knecht. Und wenn Fräulein Virginia heran-
wächst, wird sie sicherlich ganz froh sein,
hübsche Dinge zum Tragen zu haben. Über-
dies vergessen Sie, Herr Otis, daß die Ein-
richtung und der Geist im Preise des Schlosses
inbegriffen waren und daß also alles, was
dem Geist gehörte, gleichzeitig in Ihren Besitz
überging, da Sir Simon, welche nächtliche
Tätigkeit er in den Korridoren auch entwickelte,

gesetzlich tot war und Sie sein Eigentum durch Kauf erworben hatten."

Herr Otis war einigermaßen verwirrt durch Lord Cantervilles Weigerung und bat ihn, seinen Entschluß nochmals zu überdenken; aber der gutmütige Pair blieb fest und brachte endlich den Minister dazu, seiner Tochter die Erlaubnis zu geben, das Geschenk des Geistes zu behalten. Und als im Frühjahre 1890 die junge Herzogin von Cheshire bei Anlaß ihrer Hochzeit der Königin ihre Aufwartung machte, erregten ihre Juwelen allgemeine Bewunderung. Denn Virginia bekam ihre Adelskrone (und das ist die Belohnung aller guten kleinen Amerikanerinnen) und heiratete ihren jugendlichen Anbeter, sobald er großjährig wurde. Sie waren beide so reizend und sie liebten einander so sehr, daß alle Welt von der Partie entzückt war mit Ausnahme der alten Marquise von Dumbleton, die versucht hatte, den Herzog für eine ihrer sieben unverheirateten Töchter zu kapern und zu diesem Zwecke nicht weniger als drei großmächtige Diners gegeben hatte, und merkwürdigerweise mit Ausnahme des Herrn Otis selbst. Herr Otis hatte den jungen Herzog persönlich sehr gerne, aber in der Theorie war er ein Gegner aller Titel und er fürchtete, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, „daß unter dem entnervenden Einfluß einer vergnügungssüchtigen Aristokratie

die wahren Prinzipien republikanischer Einfachheit in Vergessenheit geraten könnten." Aber seine Einwände wurden vollständig überstimmt und ich glaube, daß es im ganzen weiten und breiten England keinen stolzeren Mann gab als ihn, als er, seine Tochter am Arm, durch das Kirchenschiff von St. George, Hanover Square, dahinschritt.

Als die Flitterwochen vorüber waren, zogen der Herzog und die Herzogin aufs Schloß von Canterville. Und am Tage nach ihrer Ankunft gingen sie nachmittags hinüber zum einsamen Gottesacker unter den Tannen. Es hatte manche Schwierigkeiten gegeben, bis man sich bezüglich der Inschrift auf Sir Simons Grabstein einigte. Schließlich kam man überein, nichts darauf zu setzen, als die Anfangsbuchstaben des Namens und die Verse vom Fenster der Bücherei. Die Herzogin hatte einige schöne Rosen mitgebracht, die sie über das Grab streute. Und nachdem sie einige Zeit davor gestanden, wanderten sie in die Ruinen der alten Abtei. Dort setzte sich die Herzogin auf eine gestürzte Säule und ihr Mann legte sich zu ihren Füßen, zündete eine Zigarette an und schaute in ihre wunderbaren Augen. Plötzlich warf er die Zigarette fort, nahm Virginia bei der Hand und sagte: „Hör', mein Kind, ein Weib sollte vor ihren Gatten keine Geheimnisse haben."

„Mein teurer Cecil, ich habe keine Geheimnisse vor Dir.“

„Doch, doch!“ antwortete er lächelnd, „du hast mir nie erzählt, was mit dir vorging, indes du mit dem Geist eingeschlossen warst.“

„Ich habe es niemandem erzählt, Cecil“, sagte Virginia ernst.

„Das weiß ich, aber mir sollst du es sagen!“

„Bitte, frage mich nicht, Cecil, ich kann es Dir nicht sagen! Armer Sir Simon! Ich verdanke ihm soviel! Ja, lache nicht, Cecil, so ist es! Er ließ mich erkennen, was Leben ist und was der Tod bedeutet und warum Liebe stärker ist als beides.“

Der Herzog stand auf und küßte liebevoll sein Weib.

„Behalte dein Geheimnis so lange, als ich dein Herz habe“, murmelte er.

„Das hast du immer gehabt, Cecil.“

„Und vielleicht erzählst du alles einmal unseren Kindern?“

Virginia errötete.

Modell und Millionär.

Wenn man reich ist, hat man nicht nötig, ein netter Junge zu sein. Romantik ist das Privilegium des Reichen, nicht der Beruf des Unbeschäftigten. Der Arme muß praktisch und prosaisch sein. Es ist besser, ein sicheres Einkommen zu haben, als die Leute zu bezaubern. Das sind die großen Wahrheiten des modernen Lebens, die Hughie Erskine niemals verwirklichte. Armer Hughie! In intellektueller Beziehung war er freilich nicht von großer Bedeutung. Er sagte nie ein glänzendes oder bloß ein bösartiges Wort in seinem Leben. Aber er sah wunderhübsch aus mit seinem krausen braunen Haar, seinem rein geschnittenen Profil und seinen braunen Augen. Er benahm sich ebenso nett zu Männern wie zu Frauen und er hatte jede Tugend, nur nicht die, Geld machen zu können. Sein Vater hatte ihm seinen Kavalleriesäbel und eine Geschichte des „Krieges gegen die Franzosen“ in fünfzehn Bänden hinterlassen. Hughie hing den ersteren über seinen Spiegel und stellte die letzteren auf ein Regal zwischen Ruffs Guide und Bailys Magazine und lebte mit zweihundert Pfund im Jahr, die eine alte Tante ihm aus-

setzte. Er hatte alles versucht. Er war sechs Monate auf die Börse gegangen; aber was sollte ein Schmetterling zwischen Stieren und Bären anfangen? Er war etwas länger Teehändler gewesen, aber Peko und Souchong langweilten ihn bald. Dann hatte er versucht, trockenen Sherry zu verkaufen. Das ging nicht; der Sherry war etwas zu trocken. Endlich wurde er nichts; ein entzückender, zweckloser, junger Mann mit einem tadellosen Profil und mit keinem Beruf.

Um das Übel voll zu machen, war er überdies verliebt. Das Mädchen, das er liebte, war Laura Merton, die Tochter eines pensionierten Obersten, der gute Laune und gute Verdauung in Indien eingebüßt hatte und keines von beiden je wiederfand. Laura liebte Hughie und er war bereit, ihre Schuhbänder zu küssen. Es gab kein hübscheres Paar in London, aber sie besaßen zusammen keinen Heller. Der Oberst liebte Hughie sehr, wollte aber nichts von einer Verlobung wissen.

„Komm zu mir, mein Junge, wenn du einmal zehntausend Pfund dein eigen nennst und wir werden weiter sehn“, pflegte er zu sagen; und an solchen Tagen blickte Hughie sehr sauer drein und Laura mußte ihn trösten.

Eines Morgens, als er gerade auf dem Wege nach Holland Park war, wo die Mertens

wohnten, fiel ihm ein, einen guten Freund, Alan Trevor, zu besuchen. Trevor war ein Maler. Es gelingt wirklich wenig Leuten, dies heute nicht zu sein. Aber er war auch ein Künstler und Künstler sind doch etwas seltener. Äußerlich war er ein seltsam grob zugehauener Bursche mit einem sommersprossigen Gesicht und einem roten wilden Bart. Wenn er aber seinen Pinsel zur Hand nahm, war er wirklich ein Meister und seine Bilder waren sehr gesucht. Er war im Anfang von Hughie sehr entzückt gewesen, und zwar lediglich von seinen persönlichen Reizen. „Die einzigen Leute, die ein Maler kennen sollte," pflegte er zu sagen, „sind Leute, die dumm und schön sind, Leute, die anzuschauen ein künstlerisches Vergnügen gewährt und bei denen man den Geist ausruht, wenn man mit ihnen spricht. Männer, die Dandies sind und Frauenzimmer, die süß sind, regieren die Welt oder sollten sie mindestens regieren." Als er aber Hughie besser kennen lernte, gewann er ihn ebenso lieb wegen seines glänzenden, sprühenden Geistes und seiner sorglosen, freigebigen Natur; und so hatte er ihm erlaubt, ihn jederzeit in seinem Atelier zu besuchen.

Als Hughie eintrat, war Trevor eben im Begriffe, die letzte Hand an ein wundervolles, lebensgroßes Bildnis eines Bettlers zu legen. Der Bettler selbst stand auf einer erhöhten

Plattform in einer Ecke des Ateliers. Es war ein vertrocknetes altes Männchen mit einem Gesicht wie verrunzeltes Pergament und mit einem sehr kläglichen Ausdruck in den Zügen. Über seine Schultern war ein elender brauner Mantel geworfen, ganz zerfetzt und zerlumpt. Seine dicken Schuhe waren schlecht geflickt, mit einer Hand stützte er sich auf einen derben Stock und mit der anderen hielt er seinen zerschlissenen Hut Almosen entgegen.

„Welch ein jammervolles Modell!“ flüsterte Hughie, als er seinem Freunde die Hand schüttelte.

„Ein jammervolles Modell!“ schrie Trevor mit der ganzen Kraft seiner Stimme. „Was Dir nicht einfällt! Solchen Bettlern begegnet man nicht alle Tage. Eine trouvaille, mon cher, ein lebendiger Velasquez! Welch eine Radierung hätte Rembrandt aus ihm gemacht.“

„Armer, alter Kerl,“ sagte Hughie, „wie elend er ausschaut, aber für euch Maler muß ja sein Gesicht ein wahres Vermögen bedeuten.“

„Gewiß,“ antwortete Trevor, „du kannst doch nicht verlangen, daß ein Bettler ausschaut wie das Leben.“

„Wie viel bekommt ein Modell für eine Sitzung?“ frug Hughie, nachdem er sich bequem auf den Divan niedergelassen hatte.

„Einen Shilling für die Stunde."

„Und wie viel bekommst du für dein Bild, Alan?"

„Oh, für dieses bekomme ich zweitausend."

„Pfund?"

„Guineen. Maler, Poeten und Ärzte rechnen immer nur mit Guineen."

„Das Modell sollte eigentlich eine Tantieme bekommen!" rief Hughie lachend. „Es hat eine ebenso schwere Arbeit wie Du."

„Unsinn, Unsinn. Schau nur, was mir das Farbenauftragen allein für Mühe macht und glaubst du, es ist nichts, so den ganzen Tag vor der Staffelei zu stehen? Du hast leicht reden, Hughie, aber ich versichere dich, daß es Augenblicke gibt, wo die Kunst fast die Würde der Handarbeit erreicht. Aber störe mich nicht, ich bin sehr beschäftigt. Nimm dir eine Zigarette und bleib ruhig."

Nach einiger Zeit kam der Diener herein und sagte Trevor, daß der Rahmenmacher ihn zu sprechen wünsche.

„Lauf nicht davon, Hughie," sagte er, als er hinausging, „ich bin im Augenblick zurück."

Der alte Bettler benützte die Abwesenheit Trevors, um sich ein wenig auf der hölzernen Bank, die hinter ihm stand, auszuruhen. Er sah so verloren und elend aus, daß Hughie Mitleid mit ihm haben mußte. Er suchte in seinen Taschen, um zu sehen, was er an Kleingeld bei sich

14*

habe. Er fand aber nur einen Sovereign und einige Kupfermünzen. „Armer, alter Kerl,“ sagte er zu sich selbst, „er braucht das Geld mehr als ich. Aber für mich bedeutet das: vierzehn Tage lang keinen Wagen.“ Er ging durch das Atelier und schob den Sovereign in die Hand des Bettlers.

Der alte Mann sah verwundert auf und ein schwaches Lächeln flog um seine vertrockneten Lippen. „Danke, Herr,“ sagte er, „danke.“

Dann kam Trevor zurück, Hughie nahm Abschied und errötete dabei ein wenig über seine Tat. Er verbrachte den Tag mit Laura, sie zankte ihn wegen seiner Extravaganz mit schelmischem Eifer aus und dann mußte er heimgehen.

In der Nacht wanderte er so gegen elf Uhr in den Paletteklub und dort fand er Trevor, der einsam im Rauchzimmer saß und Rheinwein mit Selterwasser trank.

„Nun, Alan, hast du dein Bild fertig gemacht?“ sagte er und zündete sich eine Zigarette an.

„Fix und fertig und eingerahmt, mein Junge,“ antwortete Trevor. „Du hast übrigens eine Eroberung gemacht. Das alte Modell, das du gesehen hast, ist ganz und gar in dich verschossen, ich mußte ihm alles über dich erzählen, wer du bist, wo du wohnst, was

dein Einkommen ist, was für Aussichten du hast —"

„Mein lieber Alan," rief Hughie, „wenn ich jetzt nach Hause komme, wird er mich sicher schon erwarten. Du machst doch hoffentlich nur Scherz? Der arme Jammergreis! Ich wünschte, ich könnte was für ihn tun. Es muß schrecklich sein, wenn man gar so elend ist. Ich habe Stöße von alten Kleidern zu Hause, glaubst du, er könnte was davon gebrauchen? Seine Fetzen fielen ihm ja schon in Stücken vom Leibe."

„Aber er schaut prachtvoll darin aus," sagte Trevor. „Nicht um alles in der Welt würde ich ihn im Frack malen. Was du Fetzen nennst, nenn' ich romantisch. Was dir jammervoll erscheint, ist für mich pittoresk. Übrigens werde ich ihm von deinem Anerbieten Mitteilung machen."

„Alan," sagte Hughie ernsthaft, „ihr Maler seid ein herzloses Pack."

„Eines Künstlers Herz ist sein Kopf," antwortete Trevor, „und überdies besteht unser Beruf darin, die Welt zu verwirklichen, wie wir sie sehen, nicht sie zu reformieren, wie wir sie kennen. A chacun son metier! Und nun sage mir, wie es Laura geht. Das alte Modell hat sich ungemein für sie interessiert."

„Willst du am Ende damit sagen, daß du ihm von ihr erzählt hast?" fragte Hughie.

„Gewiß tat ich das. Er weiß alles über den eigensinnigen Oberst, die liebliche Laura und die zehntausend Pfund.“

„Du hast dem alten Bettler alle meine Privatverhältnisse erzählt“, rief Hughie und war sehr rot und ärgerlich.

„Mein lieber Junge,“ sagte Trevor und lächelte, „dieser alte Bettler, wie du ihn nennst, ist einer der reichsten Männer in Europa. Er könnte morgen ganz London zusammenkaufen, ohne sein Konto zu erschöpfen. Er hat ein Haus in jeder Hauptstadt, speist von goldenen Schüsseln und kann, wenn es ihm gerade einfällt, Rußland verhindern, Krieg zu führen.“

„Wie meinst du das?“ rief Hughie.

„Wie ich es sage,“ antwortete Trevor. „Der alte Mann, dem du heute in meinem Atelier begegnet bist, war Baron Hausberg. Er ist ein alter Freund von mir, kauft alle meine Bilder und so weiter und gab mir vor einem Monat den Auftrag, ihn als Bettler zu malen. Que voulez-vous? La fantaisie S'un millionaire! Und ich muß sagen, er sah wundervoll aus in seinen Lumpen, oder besser gesagt in meinen Lumpen; ich habe das alte Fetzenwerk einmal in Spanien gekauft.“

„Baron Hausberg,“ rief Hughie „und ich gab ihm einen Sovereign!“ Und er sank, ein Bild zum Erbarmen, in den Lehnstuhl.

„Du gabst ihm einen Sovereign?“ brüllte Trevor und konnte sich nicht halten vor Lachen. „Mein lieber Junge, du wirst dein Geld nie wieder sehen. Son affaire c'est l'argent des autres.“

„Du hättest es mir aber vorher sagen sollen,“ schmollte Hughie, „und ich wäre nicht so aufgesessen.“

„Na, hörst du, Hughie,“ sagte Trevor, „erstens ist es mir nie eingefallen, daß Du so sorglos mit Almosen herumschmeißt. Ich verstehe, daß man einem hübschen Modell einen Kuß gibt, aber einem häßlichen Modell einen Sovereign zu geben — das geht über meinen Horizont. Überdies war ich tatsächlich an diesem Tage für niemanden zu Hause. Und als du eintratst, wußte ich nicht, ob Hausberg eine offizielle Vorstellung passen würde. Du weißt, er war nicht in full dress.“

„Für was für einen Trottel muß er mich halten!“ sagte Hughie.

„Aber durchaus nicht. Er war, nachdem du uns verlassen hattest, in der denkbar besten Laune. Er lachte immer in sich hinein und rieb fortwährend seine alten verrunzelten Hände. Ich verstand nicht, warum er sich so für dich interessierte. Aber nun kapiere ich es. Er wird den Sovereign für dich anlegen, Hughie, dir alle sechs Monate deine Zinsen

zahlen und nach jeder Mahlzeit den kapitalen Spaß erzählen.“

„Ich bin ein unglücklicher Teufel,“ brummte Hughie. „Das Beste ist, ich gehe zu Bett. Und ich bitte dich, Alan, erzähle niemandem die Geschichte. Ich könnte mich nicht mehr auf der Straße zeigen.“

„Unsinn, die Sache wirft auf Deinen philantropischen Geist das beste Licht, Hughie. Und jetzt lauf' nicht davon. Nimm dir noch eine Zigarette und dann schwatze über Laura so viel du willst.“

Aber Hughie wollte nun einmal nicht bleiben, sondern ging nach Hause und es war ihm sehr unbehaglich zumute. Alan Trevor aber blieb zurück und lachte sich halbtot.

Als Hughie am nächsten Morgen beim Frühstück saß, brachte ihm der Diener eine Karte, auf der zu lesen stand: „Monsieur Gustave Naudin, de la part de M. le Baron Hausberg.“ „Er kommt offenbar, um meine Entschuldigung entgegenzunehmen“, sagte Hughie zu sich selbst. Und er hieß den Diener den Fremden heraufführen.

Ein alter Herr mit goldenen Brillen und grauem Haar trat ein und sagte mit einem leichten französischen Akzent: „Habe ich die Ehre, mit Monsieur Erskine zu sprechen?“

Hughie verbeugte sich.

„Ich komme von Baron Hausberg," fuhr er fort, „und der Baron —"

„Ich bitte Sie, mein Herr, ihm meine aufrichtigsten Entschuldigungen zu übermitteln," stammelte Hughie.

„Der Baron," sagte der alte Herr mit einem Lächeln, „hat mich beauftragt, Ihnen diesen Brief zu bringen" und er reichte ihm ein versiegeltes Kuvert.

Auf dem Briefumschlag stand geschrieben: „Ein Hochzeitsgeschenk für Hughie Erskine und Laura Merton von einem alten Bettler." Und darinnen lag ein Scheck auf zehntausend Pfund.

Als sie heirateten, war Alan Trevor Brautführer und der Baron hielt beim Hochzeitsmal eine Rede.

„Es gibt wenig Millionäre unter den Modellen," bemerkte Alan, „aber es gibt noch weniger Millionäre, die man sich zum Modell nehmen kann."

Inhalt.

Seite

Der glückliche Prinz 5
Die Nachtigall und die Rose 25
Der selbstsüchtige Riese 39
Der treue Freund 49
Die edle Rakete 73
Gedichte in Prosa.
Der Künstler 99
Der Wohltäter 103
Der Schüler 109
Der Meister 113
Das Haus des Gerichtes 117
Der Lehrer der Weisheit 123
Die geheimnislose Sphinx 135
Der Geist von Canterville 147
Modell und Millionär 205


Princeton University Library
32101 068606555

